

Wilhelm Gössmann

Deutsche Kulturgeschichte
im Grundriß

unter Mitarbeit von
Monika Salmen und Melanie Florin

Grupello Verlag

Das Auge liest mit – schöne Bücher für kluge Leser
Besuchen Sie uns im Internet unter
www.grupello.de

Abbildung auf dem Einband:
Carl Friedrich Gauß 1777-1855 (Deutsche Banknote: 10 DM)
Annette von Droste-Hülshoff 1797-1848 (Deutsche Banknote: 20 DM)
Clara Schumann 1819-1896 (Deutsche Banknote: 100 DM)

Überarbeitete Neuausgabe (Erstveröffentlichung 1960)
1. Auflage 2006

© by Grupello Verlag
Schwerinstr. 55 · 40476 Düsseldorf
Tel.: 0211-498 10 10 · E-Mail: grupello@grupello.de
Druck: Klaus Müller, Grevenbroich
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-89978-045-0

Inhalt

Vorwort	7
Zum Begriff der Kultur	9
I. Die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Kultur	11
1. Antike	13
2. Christentum	17
3. Germanentum	20
II. Entstehung und Aufbau der deutschen Kultur	23
1. Reich und Kaisertum	26
2. Die scholastische Wissenschaft	33
3. Geistliche und höfische Dichtung	35
4. Die romanische Kunst	41
III. Das Spätmittelalter	45
1. Stadt und Bürgertum	47
2. Die geistig-religiösen Strömungen	51
3. Die Volksdichtung	53
4. Die gotische Kunst	55
IV. Humanismus und Reformation	59
1. Staat und Religion	61
2. Der Humanismus	65
3. Reformatorisches Bewußtsein	67
4. Die bürgerliche Renaissancekunst	69

V. Das Zeitalter des Barock	71
1. Der Absolutismus	73
2. Die barocke Geisteshaltung	77
3. Dichtung und Musik	80
4. Der barocke Baustil	83
VI. Die Zeit der deutschen Geistesbildung	87
1. Preußen und Österreich	89
2. Das deutsche Aufklärungsdenken	93
3. Das Humanitätsideal der Klassik	98
4. Die Kunstauffassung der Romantik	104
VII. Das Jahrhundert der Wissenschaft und Zivilisation	111
1. Die Entwicklung zum Nationalstaat	113
2. Der Industrialisierungsprozeß	119
3. Restauration und geistiger Umbruch	124
VIII. Demokratie und Diktatur	139
1. Deutschland zwischen den Weltkriegen	141
2. Gebiete der Wissenschaften	147
3. Die moderne Literatur und Kunst	154
IX. Geteiltes und wiedervereinigtes Deutschland	167
1. Bundesrepublik und DDR	169
2. Die bürgerliche Lebenswelt	177
3. Kulturkritische Positionen	181
4. Literarische und künstlerische Bestrebungen	184
X. Ausblick: Deutschland im geeinten Europa	195
Zeittafel	199
Bilderläuterungen zu den Kapiteln	201
Personenregister	202

Vorwort

Die vorliegende, neubearbeitete deutsche Kulturgeschichte versteht sich als Grundriß, bietet einen bildungsgeschichtlichen Überblick. Der Schwerpunkt liegt im geistesgeschichtlichen Bereich.

Es gehörte eine Portion Unbekümmertheit dazu, eine so kurzgefaßte deutsche Kulturgeschichte zu schreiben, von der nun bereits die siebte Auflage vorliegt. Entstanden aus Vorlesungen in Japan in den 60er Jahren, sollte sie dazu dienen, den Studenten beim Erlernen der deutschen Sprache den geistigen Hintergrund zu vermitteln. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß nicht nur ausländische Studenten zu diesem kulturgeschichtlichen Überblick greifen, sondern ebenso Interessenten aus dem deutschsprachigen Raum, die Hinweise für eine breite Allgemeinbildung erhalten wollen.

Ein kulturelles deutsches Selbstverständnis schließt immer auch ein europäisches ein. Wer die deutsche Sprache spricht oder lernen will, muß auch die Grundzüge der deutschen Kultur und Literatur kennenlernen. Ein Grundriß wie dieser kann hilfreich sein für die heute mehr denn je aktuell gewordene Integration unterschiedlicher Ausländergruppen.

Für ein eingehenderes Studium ist auf die grundlegenden Untersuchungen der Geschichts- und Kulturwissenschaft zu verweisen, auf eine nähere Beschäftigung mit den literarischen und künstlerischen Werken selbst. Nicht die dokumentarische Information eines Lexikons ist angestrebt, vielmehr ein allgemeinverständlicher Text, der das Leseinteresse wachhält.

Vieles ist im Laufe der Geschichte endgültig vergangen; anderes gelangt nach Zeiten der Vergessenheit wieder zu neuer Aktualität. Bestimmte Institutionen und Vorstellungen erhalten vom mittelalterlichen Weltbild noch immer entscheidende Impulse, andere von der Zeit der Reformation oder aus der Liberalität der Aufklärung. Bei der Offenheit unserer Kultur kommt es darauf an, daß die einzelnen, aber auch Gruppen und Gruppierungen, ihre kulturelle Tradition erkennen. In der Geschichte der Kultur tradiert sich Überdauerndes, das weitervermittelt werden muß.

Zum Begriff der Kultur

Die deutsche Kultur kann nur aus dem Zusammenhang mit der europäischen Kultur verstanden werden. Sie geht auf die gleichen Voraussetzungen zurück, unterliegt ähnlichen kulturgeschichtlichen Entwicklungen, hat aber dennoch ihre eigene Bildungswelt hervorgebracht. Am Anfang des Mittelalters gab es geschichtliche Prozesse, die zur Ausbildung einer deutschen Kulturwelt führten. Nicht staatliche Vorstellungen und politische Bestrebungen waren dabei bestimmend, wenn auch die Entstehung des mittelalterlichen Kaiserreichs die geschichtlichen Grundlagen bildete. Entscheidend war die Ausbreitung der deutschen Sprache. Sie bot zwar noch lange kein einheitliches Bild. Als Volkssprache entwickelte sie sich unter der Vorherrschaft der lateinischen Sprache, die der staatlichen und kirchlichen Ordnung diente.

Zum deutschen Kulturbewußtsein gehört wesentlich mehr als die gegenwärtigen nationalen Grenzen einschließen. Im geistigen Gefüge Europas steht Deutschland mit Österreich und der deutschsprachigen Schweiz in einem engen kulturellen Zusammenhang. Zum Studium der deutschen Kulturgeschichte gehören auch die Länder und Landschaften, die bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs über Jahrhunderte deutsch waren. Sie müssen bei einer kulturgeschichtlichen Betrachtung im europäischen Kontext Berücksichtigung finden. Die DDR mit ihrem sozialistischen System ist nach der Wiedervereinigung kulturell neu integriert, wobei die geschichtlichen Ausprägungen nach dem letzten Weltkrieg weiterhin Beachtung finden müssen.

In Deutschland gab es im Laufe der Geschichte keine kulturelle Zentralisierung, wie sie etwa Frankreich in Paris besitzt. Die Kultur hat sich von jeher in den einzelnen Landschaften verschieden entfaltet und in unterschiedlichen Lebensgewohnheiten ausgedrückt, wozu auch die politischen Entwicklungen beigetragen haben. Deshalb gehören in Deutschland die kulturellen Fragen heute zum Zuständigkeitsbereich der Bundesländer. Ob Berlin über die Rolle als Hauptstadt hinaus auch als kulturelles Zentrum bestimmend sein wird, bleibt abzuwarten. Die trotz der Zerstörungen des letzten Krieges noch vorhandenen oder wiedererrichteten romanischen und gotischen Kirchen, so auch die barocke Frauenkirche in Dresden, die vielen Bau- und Kunstwerke aus allen Epochen der deutschen Geschichte, führen die Tradition vor Augen.

Das Wort Kultur leitet sich von dem lateinischen Wort *colere* her, das in seiner ersten Bedeutung den Inbegriff allen Kulturschaffens meint: die Urbarmachung und Bebauung des Landes. Es schließt den Bereich des Geistigen, des Künstlerischen und Religiösen mit ein. Seit es Menschen gibt, besteht Kultur. Sie hat sich schon auf den frühen Stufen der Geschichte geäußert: im

Umgang mit dem Feuer, in der Herstellung von Tongefäßen, in der Zubereitung der Mahlzeiten, in gemeinsamen Lebensformen, in Wohnung, Handwerk, Kunst, Begräbnis, Festen, Verehrungsformen des Göttlichen. Kultur ist also Ausdruck des menschlichen Lebens in Werken und sozialen Ordnungen.

Im deutschen Sprachgebrauch unterscheidet man immer noch die Begriffe Kultur und Zivilisation. Von Zivilisation spricht man im Hinblick auf den technischen Fortschritt und dessen Bedeutung für ein menschenwürdiges Zusammenleben in den modernen Staaten. Kultur ist der umfassendere Begriff. Es gehören dazu die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Vorgänge, auch wenn in unserer Zeit die Kultur oft nur als ein selbständiger Bereich von Kunst und Wissenschaft erscheint. Kultur ist nach JACOB BURCKHARDT »der Inbegriff alles dessen, was zur Förderung des materiellen und als Ausdruck des geistig-sittlichen Lebens spontan zustande gekommen ist, alle Geselligkeit, alle Techniken, Künste, Dichtungen und Wissenschaften. Sie ist die Welt des Beweglichen, Freien, nicht notwendig Universalen, was keine Zwangsgeltung in Anspruch nimmt.«

Von Kultur kann erst dann die Rede sein, wenn der private Bereich überschritten und ein gewisser Grad an Allgemeingültigkeit erreicht ist: Kultur als menschliche Lebenswelt, vorgegeben, übernommen und immer neu ausgebildet. Der Begriff der Kultur ist von dem der Natur abzugrenzen, um die eigenen Leistungen des Menschen hervorzuheben. An diesem Begriffspaar hat sich in der Neuzeit die Kulturphilosophie entzündet, die in Deutschland bedeutende Vertreter hatte: JOHANN GOTTFRIED HERDER, FRIEDRICH SCHLEGEL, FRIEDRICH NIETZSCHE, OSWALD SPENGLER, MAX WEBER. Aufgrund der gegenwärtigen Diskussionen sind KARL JASPERS, ERNST BLOCH und ROMANO GUARDINI dazuzurechnen, aber auch PETER SLOTERDIJK und JURGEN HABERMAS. Das kulturphilosophische Denken führt über die historische Betrachtungsweise hinaus, sucht Zukunftskonzeptionen und geschichtliche Zusammenhänge zu erfassen. Zur Kulturphilosophie gehört die Kulturkritik.

Was sich geschichtlich herausgebildet hat, bedarf einer ständigen Neuorientierung. In der deutschen Kulturgeschichte, im Zusammenhang mit der europäischen, vollzogen sich politische und geistige Umbrüche, was dazu führte, daß man von unterschiedlichen Epochen spricht. Meist liefen solche Entwicklungen in den einzelnen Kulturbereichen parallel ab, und man kann feststellen, wie in Philosophie und Literatur, Kunst und Musik ähnliche Strömungen und geistige Richtungen aufkamen. In dieser Gleichzeitigkeit spiegelt sich unser Kulturbewußtsein.

I.

Die geschichtlichen Grundlagen
der deutschen Kultur



Die Grundlagen der europäischen und damit der deutschen Kultur bilden Antike, Christentum und das Germanentum. Zu beachten ist, daß die antike Kultur und das Christentum schon als eine geschichtliche Einheit überliefert wurden und die schöpferischen Kräfte in dieser Einheit begründet waren.

1. Antike

Die Antike umfaßt im wesentlichen den griechischen und den römischen Kulturbereich. Zu ihrer Unterscheidung läßt sich allgemein sagen, daß die geistesgeschichtlichen Impulse stärker von Griechenland ausgingen, die staatlichen und rechtlichen von Rom.

Griechenland

Um die geistige Welt Griechenlands in ihrer Einwirkung auf die abendländische Kultur zu erfassen, muß man bis auf die Dichtungen HOMERS (um 800 v. Chr.) zurückgehen. Sie gehören heute noch zum wichtigsten Lesestoff, wenn auch nicht mehr in dem Ausmaße wie vor ein oder zwei Generationen. In den beiden großen Epen *Ilias* und *Odyssee*, die vom Untergang der Stadt Troja und den Irrfahrten des Odysseus berichten, gewinnt das frühe Griechenland seine kulturelle Prägung. Der Dichter Homer wurde vom griechischen Volk immer als sein großer Lehrer angesehen. Sein dichterisches Werk besaß deshalb eine so vorbildliche erzieherische Bedeutung, weil es unter dem Mythos der olympischen Götter ein Bild vom Menschen entwirft, in welchem politische und religiöse Tugenden eng miteinander verbunden sind. Das Weltbild auf dieser frühen Stufe ist von einer aristokratischen Grundhaltung bestimmt. Bäuerliche Gesinnungen spiegeln sich dagegen in den Büchern HESIODS.

Die nachfolgende geistesgeschichtliche Epoche Griechenlands wird durch die neu entstandene Gattung der Tragödie vertreten, in der das Theater kultureller Mittelpunkt ist, vor allem im Stadtstaat Athen. Als die großen Dichter sind zu nennen: AISCHYLOS, SOPHOKLES und EURIPIDES. In der Tragödie ging es um ein neues Grundverständnis des Menschen innerhalb der überlieferten politischen und religiösen Ordnungen.

Viel Ungeheures ist, doch nichts
So Ungeheures wie der Mensch.
Der fährt auch über das graue Meer
Im Sturm des winterlichen Süd
Und dringt unter stürzenden Wogen durch.
Und der Götter Heiligstes, die Erde,
Die unerschöpfliche, unermüdliche

Plagt er ab.
Mit wendendem Pflügen Jahr um Jahr
Sie umbrechend mit dem Rossegeschlecht.
Auch die Sprache und den windschnellen
Gedanken und städteordnenden Sinn
Bracht' er sich bei, und unwirtlicher Fröste
Himmelsklarheit zu meiden und bösen Regens
Geschosse, allerfahren. Unerfahren
Geht er in nichts dem Kommenden entgegen.

Sophokles, Antigone

Themen aus der eigenen Geschichte und der Mythologie, die auch heute noch die Dramatiker herausfordern, wurden so dargestellt, daß die Zuschauer bei aller Schicksalhaftigkeit zu einem sittlichen Selbstbewußtsein gelangen konnten. Im Ursprung waren die Tragödien noch kultische Veranstaltungen, das Theater selbst der kulturelle Mittelpunkt. Der profane Aspekt und die Zeitkritik finden sich in den Komödien des ARISTOPHANES.

Schon früh haben die Griechen nach einer vernünftigen Ordnung der Welt gefragt. Sie wollten die größeren Zusammenhänge und den Ursprung der Natur erkennen. Unter diesen Voraussetzungen ist die Philosophie entstanden, die für das gesamte europäische Denken grundlegend geworden ist. Vorbildlich ist die Gestalt des SOKRATES. Im Mittelpunkt seines Interesses steht der Mensch, und es gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Philosophie, die Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit zu bringen. Seine Methode ist das In-Frage-Stellen. Sokrates überwand das mythische Weltbild zugunsten der philosophischen Einsicht und wurde für seine kritischen Positionen zum Tode verurteilt (399 v. Chr.).

Die beiden bedeutenden Philosophen PLATON und ARISTOTELES schufen die Grundlagen dafür, die Welt als geistige Ordnung zu begreifen. In den platonischen Dialogen werden die Grundbegriffe des philosophischen Denkens erarbeitet, wie Idee, Freiheit, Unsterblichkeit, Vernunft, Eros, Gesetz und politische Ordnung. Bei Aristoteles nähert sich die Philosophie einem systematischen Entwurf, in dem alle Seinsbereiche berücksichtigt sind.

Über das Sein geht die Untersuchung. Denn es sind die Ursprünge und Ursachen all dessen was Sein ist, die gesucht werden. Sowohl nämlich wenn das All wie ein Ganzes ist, ist das Sein sein erster Teil, als auch, wenn es nur aufgereiht ist, auch dann kommt zuerst das Sein, dann das Sobeschaffen-sein, dann das Sogroßsein. Zugleich ist klar, daß diese letzteren gar nicht einmal schlechthin Seiendes sind, sondern Beschaffenheiten und Vorgänge am Seienden.

Aristoteles, Metaphysik

In der griechischen Philosophie wird die Tragweite der menschlichen Vernunft und die für den Menschen so wesentliche Funktion der Wissenschaft

entdeckt. Die metaphysischen und ethischen Begründungen dienen dazu, die Welt theoretisch erfassen und praktisch gestalten zu können.

Neben der Philosophie, oft mit ihr verquickt, stand die Rhetorik der Sophisten, die mit Hilfe der Redekunst den jungen Menschen eine aufgeschlossene Bildung für die Belange der Öffentlichkeit zu vermitteln suchten. In den gattungsmäßig unterschiedenen Reden vor Gericht und Volksversammlung und zu festlichen Angelegenheiten kann man Äußerungen zu demokratischen Lebensformen erkennen. Wegen des tatsächlichen und möglichen Mißbrauchs, Argumente und Worte anders zu verwenden, als sie gemeint waren, hat der Begriff der Sophistik zeitweise einen negativen Beiklang bekommen.

Den geschichtlichen Ort der großen Geistesepochen Griechenlands bildete der Stadtstaat, die Polis. Sie war der geistige und politische Mittelpunkt von Kultur, Dichtung, Wissenschaft und Staatskunst. Vor allem unter PERIKLES (500-429 v. Chr.) gelangte Athen zu kultureller Blüte. Zeugnis davon gibt noch heute die Akropolis mit ihren berühmten Tempelruinen. Nahezu alle Staatsformen sind in der Geschichte Athens entwickelt worden, nicht zuletzt auch die Grundsätze einer demokratischen Bürgerschaft.

Griechenland war in politischer Hinsicht nicht einheitlich zusammengefaßt, bildete dafür aber eine kulturelle Einheit. Bei den großen Festspielen wie den Olympischen Spielen kam dies immer wieder zum Ausdruck. Künstlerischer und sportlicher Wettstreit förderten das gemeinsame Kulturbewußtsein der einzelnen Stadtstaaten, unter denen Athen und zeitweise auch Sparta die geistige Führung innehatte.

Das Interesse an der alten Kultur Griechenlands war in Deutschland immer sehr groß. HEINRICH SCHLIEMANN hat am Ende des 19. Jahrhunderts viele der berühmten Stätten (Troja, Mykene) ausgegraben. Das Pergamon-Museum in Berlin verfügt über eine wichtige Dokumentation antiker Kunstdenkmäler.

Rom

Gegenüber dem griechischen Kulturbereich war der des antiken Rom von einer mehr praktischen als theoretischen Denkweise geprägt. Nicht die Ergründung der Welt und des menschlichen Wesens nahm für den Römer die erste Stelle ein, sondern der Wille zu einer umfassenden staatlichen Ordnung. Deshalb konnte sich bei ihnen das Verständnis von Recht und sachbezogener Gerechtigkeit in einer für das Abendland konstitutiven Weise ausbilden.

Geistiges und politisches Zentrum des Römertums war die Stadt Rom, die wegen ihrer geschichtlichen Dauer das Ewige Rom, Roma aeterna, genannt wird. Sie war und blieb der Kern eines langsam wachsenden Weltreiches. Nicht mehr Stämme, Völker oder auch Städte waren die Geschichtsmächte; vielmehr entwickelte sich der Gedanke des Imperiums, dem die zahlreichen unterworfenen Völker eingegliedert wurden. Durch die Verwaltungstüchtig-

keit des römischen Staates wurden Handel, Wirtschaft und zugleich geistiger Austausch ermöglicht und der große Rahmen für die antike Zivilisation geschaffen. Man kann noch heute in Italien erkennen, in welcher großzügiger Weise die Römer ihre Straßen und Wasserleitungen angelegt haben. Leuchttürme an den Küsten und Hafenanlagen sicherten die Verbindungswege auf dem Meer. Eine relativ stabile Silber- und Goldwährung garantierte den Zusammenhalt mit den Absatzmärkten. Die kulturelle Leistung Roms bestand also in der Sicherung eines lang andauernden Reiches, dessen Idee in vier Buchstaben gefaßt wurde: SPQR, Senatus Populusque Romanus.

Ein solches Imperium konnte nur bestehen, solange im Staat bestimmte politische und religiöse Haltungen anerkannt und geschätzt wurden. Die bürgerlichen Voraussetzungen prägten lange Zeit den römischen Bürger. Er verstand sich von der *libertas* her, der Freiheit des einzelnen innerhalb der *res publica*, der gemeinsamen Sache des Staates. Der Staat wiederum hatte die hohe Aufgabe, in der von der antiken Kultur erfaßten Welt den inneren wie äußeren Frieden, die *pax Romana*, zu gewährleisten. Bei allen Machtkämpfen der römischen Geschichte darf man nicht vergessen, daß diese Ideen im Hintergrund standen und die kulturelle Kontinuität bildeten.

Die römische Geisteswelt war weitgehend überformt vom griechischen Gedankengut. Im Zeitalter des Hellenismus verdrängte sogar die griechische Sprache in Rom auf lange Zeit die lateinische. Eigenständig römisch sind aber dennoch die großen lateinischen Dichter, Schriftsteller und Historiker: HORAZ, OVID, TACITUS. Literarischer Höhepunkt war die Zeit des Kaisers AUGUSTUS. VERGIL schrieb in der Tradition Homers das römische Nationalepos *Aeneis*. CICERO formulierte im Stil der Rhetorik seine staatspolitischen Ideen.

Deshalb: da das Gesetz das Band bürgerlicher Gemeinschaft ist, Recht aber die Gleichheit des Gesetzes, mit welchem Rechte kann die Gemeinschaft der Bürger behauptet werden, wenn die Bedingungen der Bürger nicht gleich sind? Wenn man nämlich die Vermögen gleichzumachen nicht gewillt ist, wenn die Begabungen aller nicht gleich sein können, müssen sicherlich wenigstens die Rechte derer unter sich gleich sein, die Bürger in demselben Gemeinwesen sind. Was ist denn der Staat, wenn nicht die Rechtsgemeinschaft der Bürger?
Cicero, De re publica

Die römischen Schriftsteller haben die lateinische Sprache zu einer vollendeten künstlerischen Form gebracht, sie sind bis heute Grundlage und Ziel des Lateinunterrichts an den Schulen.

Unter der Vorherrschaft des Römischen Reiches hatte sich im Verlauf von Jahrhunderten auch im westeuropäischen Raum eine lateinische Kultur ausgebildet, in die das Christentum eingegangen war. Sie bestimmte in der Spätantike das gesamte geistige Leben. Während dieser Zeit entstanden auf der Grundlage des gesprochenen Vulgärlateins dann die verschiedenen romanischen Sprachen, die

zur Voraussetzung für die einzelnen Nationalliteraturen geworden sind. In den mittel- und norddeutschen Gebieten setzten sich dagegen die germanischen Volkssprachen durch. Reste des Keltischen hielten sich in den Randzonen. Latein blieb jedoch die überregionale Sprache des europäischen Abendlandes.

2. Christentum

Das Christentum ist die Religion, von der die europäische Kultur ihre religiöse und geistige Prägung erhielt. Während sich in den östlichen Gebieten des römischen Reiches aus der Urkirche das orthodoxe Christentum ausbildete, entstand im Westen das katholische Christentum mit Rom als Zentrum. Die theologischen Unterschiede blieben in den ersten Jahrhunderten relativ gering. Es gab gemeinsame Konzilien. Der größte Einschnitt im Christentum erfolgte erst nach dem Mittelalter in der Reformationszeit. Von dieser Zeit an ist dann das deutsche Kulturleben von den beiden Konfessionen katholisch und protestantisch bestimmt.

Das Christentum versteht sich als Geschichtsreligion, dessen kulturelle Ursprünge bis in die orientalischen Religionen zurückgehen. Entstanden ist das Christentum aus dem ihm geschichtlich vorgelagerten Judentum, von dem es wichtige religiöse Vorstellungen übernommen hat. Mit ihm hat es die alttestamentliche Bibel gemeinsam und damit den Glauben an einen Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde ist und Lenker der irdischen Geschicke. Das Christentum versteht die Geschichte als Heilsgeschichte, belastet von Gottesferne und Schuld mit der Hoffnung auf Erlösung. Das dazugehörige Zeitbewußtsein ist nicht zyklisch, sondern auf ein endgültiges Ziel der gesamten Menschheit gerichtet.

Zusammen mit den Schriften des Alten Testaments, meist in hebräischer Sprache, bildet das aus den vier Evangelien, den Apostelbriefen und der Apokalypse bestehende, griechisch geschriebene Neue Testament, die Heilige Schrift, das Buch der Bücher, die Bibel. Sie ist als Glaubensbuch und als ein Dokument der Weltliteratur in die Kulturgeschichte eingegangen. In lateinischer Übersetzung, der Vulgata, wurde die Bibel im europäischen Mittelalter vermittelt.

1 Ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος, καὶ ὁ λόγος ἦν πρὸς τὸν θεόν, καὶ θεὸς ἦν ὁ λόγος. **2** οὗτος ἦν ἐν ἀρχῇ πρὸς τὸν θεόν. **3** πάντα δι' αὐτοῦ ἐγένετο, καὶ χωρὶς αὐτοῦ ἐγένετο οὐδὲ ἓν: ὃ γέγονεν.

1 In principio erat Verbum, et Verbum erat apud Deum, et Deus erat Verbum.
2 Hoc erat in principio apud Deum. 3 Omnia per ipsum facta sunt, et sine ipso factum est nihil; quod factum est.

1 Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. 2 Dasselbe war im Anfang bei Gott. 3 Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist.

Anfang des Johannes-Evangeliums
(griechisch, lateinisch, deutsch)

Leben und Werk des JESUS VON NAZARETH sind die Grundlage für das christliche Glaubensverständnis. Für die Christen ist Jesus mehr als nur ein Religionsstifter. Das Wissen um ihn ist bereits eine Glaubensüberlieferung. So konnte der historische Jesus immer neue Deutungen erfahren, vom kirchlichen Verständnis als Sohn Gottes bis hin zum Weisheitslehrer oder sozialen Revolutionär. Seine Bedeutung geht über den Rahmen der im Laufe der Zeit entstandenen christlichen Kirchen hinaus.

Jesus verkündete das Evangelium vom Reich Gottes und sprach: Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist herbeigekommen. Tut Buße und glaubt an das Evangelium.

Anfang des Markus-Evangeliums

Glücklich die Armen –
Euch ist das Himmelreich verheißen.
Glücklich die Trauernden –
Ihr aber werdet lachen.
Glücklich die Sanften –
Euch ist die Erde anvertraut.
Glücklich die Recht in Liebe verwandeln –
Gerechtigkeit den Leidenden.
Glücklich die Barmherzigen –
Sie werden Barmherzigkeit erlangen.
Glücklich die rein in ihrem Herzen –
Euch widerfährt die Gotteserkenntnis.
Glücklich die Frieden stiften –
Ihr erfüllt die Verheißungen Gottes.
Glücklich die verleumdet und verfolgt werden –
Euch ist das Himmelreich verheißen.

*Die Glückhpreisungen der Bergpredigt
nach dem Matthäus- und Lukasevangelium*

Mit der Strenge des christlichen Gottesbegriffs verband sich sowohl der Absolutheitsanspruch als auch der Gedanke der Universalität. In der Spätantike und im Mittelalter gehörte es zum christlichen Selbstverständnis, alles bisher Gute und Wahre in der menschlichen Kultur, vor allem das Erbe der Antike aufzugreifen und mit christlichem Geist zu beleben. Der Ernst im Weltverständnis des Christentums geht auf die Überzeugung zurück, daß die Men-

schen für die Vorkommnisse in der Welt verantwortlich sind. Es kennt weder einseitige Weltflucht, wie sie vielen östlichen Religionen eigen ist, noch eine für manche Ideologien typische problemlose Weltbejahung. Es ist um eine Gestaltung der Welt unter den verschiedensten staatlichen Ordnungen bemüht, die sich selbst nicht absolut setzen. Aus dieser Spannung heraus kam es schon im Römischen Reich zu Christenverfolgungen, da sich die Christen autonomen Machtstrukturen nicht religiös unterwerfen konnten.

Trotz anfänglicher Zurückhaltung hat das Christentum die Begegnung mit der antiken Kultur nicht gescheut. Die Liebe als Nächstenliebe zu allen Menschen, gleich welchen Standes, entfaltete eine gemeindebildende Kraft, machte das Christentum den auf Selbstvollendung bedachten ethischen Systemen der Spätantike, besonders der Stoa, wesentlich überlegen.

Das Christentum versteht sich wie Judentum und Islam als Wortreligion, gründet auf der Bibel und bezieht aus ihr die Glaubensverkündigung. Darüber hinaus versteht sich das Christentum als eine Erlösungsreligion, die auf die Erfahrungen von Leid, Schuld und Tod eine Antwort zu geben versucht. Die Kreuzigung Jesu gilt als Zeichen von Heil und Erlösung. So kam es auch dazu, daß das Kreuz zum Kennzeichen des Christentums geworden ist. Schon in den ersten Jahrhunderten wurden im Ablauf des Jahres die christlichen Glaubensgeheimnisse gefeiert. Es entstand die vom Sonntag bestimmte Wochenordnung, das Kirchenjahr mit seinen Festen und Festzeiten. Als die wichtigsten christlichen Feste blieben bis heute: Weihnachten, Ostern und Pfingsten, als Erinnerung an Geburt, Tod und Auferstehung Christi und an die Sendung des Heiligen Geistes.

Die Synthese zwischen dem heilsgeschichtlichen Denken des Christentums und der theoretischen wie praktischen Lehre der antiken Philosophie ist für das Abendland zur entscheidenden kulturellen Voraussetzung geworden. Dies geschah vor allem in der Schule von Alexandrien, deren führende Persönlichkeiten KLEMENS und ORIGENES waren. Durch sie übernahm die christliche Geschichtsphilosophie den griechischen Begriff der *Paideia*, nach der die Geschichte als eine gottgelenkte Erziehung des Menschengeschlechtes erscheint. Andere wichtige Begriffe der antiken Philosophie wie Logos, Idee, Weisheit, Unsterblichkeit, Seele und Geist wurden in umgewandelter Bedeutung zum selbstverständlichen christlichen Bildungsgut.

Der griechische Gedanke der Humanität wurde erweitert und vertieft durch die Auffassung des Menschen als Person: daß jeder Mensch vor Gott gleich wertvoll und unter den Menschen unvertauschbar sei. Mit diesem Verständnis des Menschen hat das Christentum auch dem in der Antike verachteten Sklavenstand einen Sinn gegeben. Wenn es ihn auch unter den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen nicht sogleich abschaffen konnte, so ist dieser Gedanke doch die Voraussetzung für die später erfolgte Emanzipation geworden.

Die wichtigste geistige Gestalt im christlichen Altertum ist AURELIUS AUGUSTINUS (354-430 n. Chr.). Beim Untergang des Römischen Reiches war

es wesentlich ihm zu verdanken, daß die antike Tradition nicht verloren ging. In seinem geschichtstheologischen Werk *De Civitate Dei* zeigte er, in welcher Weise das Christentum überdauern konnte, als die überkommenen staatlichen Ordnungen des Römischen Reiches untergingen. Sein Werk *De Trinitate* erweist die Höhe und Klarheit des christlichen Gottesbegriffs. Seine *Confessiones* sind das Selbstbekenntnis einer christlichen Persönlichkeit, haben in dieser Form der Selbstaussage das literarische Schreiben neu begründet.

Neben Augustinus ist BOETHIUS zu nennen, der sich als Christ das philosophische Denken der Antike aneignete. Wichtige Impulse für das kulturelle Leben gingen von der Ordensgründung des BENEDIKT VON NURSIA aus. Die körperliche Arbeit, die man in der Antike nur als Last ansah, wurde von den Benediktinern aufgewertet. Sprichwörtlich wurde aus ihrer Ordensregel der Zusammenklang von *ora et labora* (Bete und arbeite). Durch CASSIODOR ist dieser Orden gleichzeitig Schule der antiken Kultur und Wissenschaft geworden.

3. Germanentum

Die religiösen wie kulturellen Lebensanschauungen der Germanen wurden durch die Christianisierung zu einem guten Teil verdrängt. Sie galten seither als heidnisch und damit zugleich als primitiv und verachtungswürdig. Unter dem Einfluß der kirchlichen Institutionen war man im Stadium der Missionierung darauf bedacht, das Germanisch-Heidnische in Vergessenheit geraten zu lassen. Erst später interessierte man sich für die Erhaltung dessen, was überdauert hatte. Mit der Verbreitung des Christentums fand eine allgemeine Belebung des Kulturlebens statt: Das Christentum war gleichzeitig der Vermittler antiker Kultur.

Über das Leben der Germanen gibt es verhältnismäßig wenige schriftliche Quellen, und diese stammen von den römischen Schriftstellern CÄSAR und TACITUS. Die Zeugnisse germanischer Dichtung setzen erst viel später ein. Auch die Kenntnis und Vermittlung der berühmten Varus-Schlacht 9 n. Chr. verdanken wir den Annalen von Tacitus. Ein Vordringen Roms tief nach Germanien hinein wurde verhindert. Die Gestalt des ARMINIUS ist hier grundgelegt, auch für spätere Dichtung. Eine Beschreibung germanischer Lebensanschauungen ist nicht einfach. Zudem handelte es sich bei den Germanen um eine Vielzahl von Stämmen und Völkern, die sich kulturell voneinander unterschieden. Wichtig für die deutsche Geschichte und Kultur sind nicht die germanischen Großstämme der Goten, Langobarden und Burgunden geworden, sondern die seßhaft gebliebenen oder langsam nach Süden vorgedrungenen Stämme der Westgermanen, zu denen die späteren deutschen Stämme der Sachsen, Franken, Thüringer, Alemannen und Bayern gehören.

Alle germanischen Stämme hatten eine feste religiöse Bindung an das Göttliche, wie es in der Natur aufscheint. Sie bauten keine Tempel, sondern

verehrten ihre Götter auf Berghöhen und in heiligen Hainen. Der Kreislauf des Jahres, die Gestirne wie auch die Naturerscheinungen überhaupt, wurden religiös aufgefaßt. Daneben trat aber noch ein anderer religiöser Aspekt: Die Spiegelung des Heldischen und Sippenhaften in der menschenähnlich vorgestellten Welt der Götter, deren bekanntester der Gott Wodan ist. Das Pferd galt als ihm geheiligtes Opfertier. Die Namen der Wochentage in den germanischen Sprachen gehen auf den germanischen Mythos zurück, und manches vom heute noch lebendigen Brauchtum ist eine christliche Umformung religiöser Vorstellungen des Germanentums. In den Schicksalen der Völkerwanderung, als die großen Stämme der Ostgermanen untergingen, hat das heidnische Weltbild der Germanen tragische Züge angenommen.

Die natürliche Gemeinschaft, die das Leben der Germanen in jeder Hinsicht bestimmte, war die Sippe. Ihr war das Recht und die Rechtsvollstreckung anheimgegeben, die bis zur Ausübung der Blutrache ging. Erst unter dem Einfluß des schriftlich fixierten Rechts wurde die bisher mündlich tradierte Rechtsauffassung der germanischen Stämme in Rechtsbüchern niedergelegt. Das älteste aufgeschriebene westgermanische Volksrecht ist die *lex salica* in lateinischer Sprache, stark durchsetzt mit germanischen Ausdrücken. Man kann drei soziale Stände unterscheiden: Freie, Halbfreie und Sklaven. Während die Sklaven als Sache behandelt wurden, waren die Halbfreien zwar persönlich frei, aber an Hof- und Grundeigentum der Freien gebunden, aus denen sich noch eine adelige Oberschicht heraus hob.

Die höchste Gewalt lag bei der Landgemeinde (Thing), der Versammlung der freien Männer, auf der über Krieg und Frieden beraten wurde. Jeder Freie war zum Kriegsdienst verpflichtet; die Hauptwaffen der Germanen waren Lanze, Axt und Schwert. Besaßen einzelne Stämme, wie die Sachsen, eine rein demokratische Verfassung, so wurden andere von Königen regiert. Demokratisch verfaßte Stämme wählten für die Kriegszeit einen Herzog, dem die von den Sippen gestellten Wehrpflichtigen untergeordnet wurden.

Die Germanen lebten in ländlichen Siedlungen auf Einzelhöfen wie in kleineren Dörfern. Die wirtschaftliche Grundlage bildete fast ausschließlich die Landwirtschaft. Angebaut wurden schon die heute üblichen Getreidesorten Gerste, Weizen, Roggen, Hafer. Daneben wurde auch Flachs gezogen zur Gewinnung von Öl und als Material für die schon gut ausgebildete Leinweberei. Durch die Römer lernten die Germanen den Wein- und Obstanbau kennen. Neben dem Ackerbau nahm die Viehzucht, zu der schon alle heutigen Haustiere gehörten, einen großen Raum ein.

Vieles von der Weltanschauung und Lebenshaltung der Germanen hat sich in den beiden nordgermanischen Werken der *Edda* erhalten: Die jüngere Fassung ist eine Sammlung alter Lieder- und Heldensagen; die ältere stellt ein Lehrbuch der damaligen Poetik dar mit Beispielen aus der germanischen Mythologie und Dichtkunst.

Ein Sohn ist besser,
Ob geboren auch spät
Nach des Hausherrn Hingang:
Nicht steht ein Denkstein
An der Straßen Rand,
Wenn ihn ein Gesippe nicht setzt.
Besitz stirbt,
Sippen sterben,
Du selbst stirbst wie sie.
Doch eines weiß ich,
Das ewig lebt:
Der Toten Tatenruhm.

Aus dem alten Sittengedicht

Die nördlichen Länder Europas waren von den unterschiedlichen Stämmen der Germanen bewohnt und tradierten bis zur Christianisierung ihre Kultur, entwickelten ihre germanischen Sprachen im Gegensatz zu den romanischen. Zur großen Konfrontation kam es an der Grenze zum Römerreich, das sich über das jetzige Frankreich, das Land der Gallier, ausgedehnt hatte.

Der Erweiterung des römischen Reiches nach Osten, bis in die slawischen Gebiete, wurde Einhalt geboten. Als historisches Zeichen gilt die Schlacht im Teutoburger Wald (9 n. Chr.), die nach neueren Untersuchungen eher in der Nähe von Osnabrück, bei Kalkriese stattgefunden hat. Diese so bekannte Hermannschlacht, in welcher sich der Feldherr VARUS wegen der Niederlage selbst in das Schwert gestürzt hat, brachte die Römer dazu, sich auf eine sichere Grenzlinie zurückzuziehen, von Xanten nach Köln, am Rhein entlang, dann ein Befestigungswall, Limes genannt, quer durch das Land bis zur Donau. In der Geschichtswissenschaft hat man lange vom freien Teil Germaniens gesprochen. Rückblickend sollte man sagen, daß diese Gebiete aber auch nicht teilgenommen haben an der Tradierung der römischen Kultur.

II.
Entstehung und Aufbau
der deutschen Kultur



Mit dem Untergang des Weströmischen Reiches in der Völkerwanderungszeit verselbständigten sich die ehemaligen römischen Provinzen, und es vollzogen sich in diesen Ländern eigene geschichtliche Entwicklungen, so auch in den linksrheinischen Gebieten Germaniens und südlich der Donau, die unter römischer Herrschaft gestanden hatten. Die zentralen Gebiete Germaniens kamen erst später dazu.

Schon um 500 n. Chr. konnte THEODERICH ein ostgotisches Reich mit Hauptsitz in Ravenna errichten. Dieses Reich verstand sich nicht als etwas völlig Neues, sondern als *Imperium Romanum vi Gothorum*, ein in der Kraft der Gothen wiedererstandenes Römerreich. Es hatte aber nur kurzen Bestand. Zur gleichen Zeit herrschte im Frankenland CHLUDWIG, dessen Streben nach Reichsgründung eine größere Zukunft hatte und der damit das spätere Karolingische Reich ermöglichte. Der Gedanke des Imperium Romanum hatte das Römerreich selbst überdauert und blieb für das Mittelalter die geschichtstragende Kraft.

Mit der Auflösung des Römischen Reiches war ein breites Absinken der gesamten Kultur verbunden. Erst allmählich bildeten sich neue kulturelle Grundstrukturen heraus, die eine zukunftsorientierte Entwicklung ermöglichten. Es gab zu dieser Zeit bedeutende Kulturzentren, die dem damaligen Westeuropa benachbart waren, so das Byzantinische Reich und die Welt des Islam.

Das mittelalterliche Kulturbewußtsein gründet auf den Gedanken der Tradition. Man wollte aufgreifen und vollenden, was von der Antike überkommen war. Für die deutsche Kultur bleibt die Beziehung zur Antike von dauerhafter Bedeutung. Nicht nur zu Beginn des Mittelalters, sondern immer wieder erfolgte in gewissen Abständen in den verschiedenen geistigen Bereichen eine Neuorientierung an der Antike. In der Karolingischen Zeit geschah das vorwiegend durch die Übernahme der lateinischen Sprache und einer Geistesbildung auf der Grundlage der »artes liberales«. In der Hochscholastik war es die Philosophie, im Humanismus und in der Renaissance die Kunst, Ethik und Philologie, und in der Klassik ging es um eine Wiederbelebung antiker Dichtkunst.

Während sich die nachmittelalterlichen Epochen auf die Antike zurückbesinnen, um sich von der jeweils vorausliegenden kulturellen Stufe abzusetzen, hat das Mittelalter die Angleichung an die Antike im Bewußtsein eines ungebrochenen Traditionszusammenhangs vollzogen. Die Autorität der antiken Kultur konnte so weit gehen, daß weitere Fortschritte für lange Zeit lahmgelegt waren, so vor allem auf dem Gebiet der Naturwissenschaften. Hier ist es zunächst bei den Erkenntnissen der Antike geblieben. Der Gedanke der Tradition schließt den der Synthese ein. Was an Bedeutendem aus der Antike noch vorhanden war, wird zu einer neuen lebendigen Einheit zusammengefügt. Am Mittelalter ist nachzuweisen, daß nicht Epigonentum aufkommen muß, wenn eine hochentwickelte Kulturtradition übernommen wird. In der

Vielfalt des geistigen Lebens ist alles von einem relativ einheitlichen Weltbild durchformt. Garantiert werden die Prinzipien durch den christlichen Glauben an einen persönlichen Gott, zu dem die vielfach gestuften Stände und Institutionen in Beziehung gesehen werden. Wegen dieser übergreifenden metaphysischen Gegebenheiten hat man in der Romantik ein Idealbild vom Mittelalter entwerfen können. Die Wirklichkeit blieb jedoch hinter dem metaphysischen Anspruch zurück, der aber deshalb nicht aufgegeben wurde. Menschliche und politische Unzulänglichkeiten konnten durch das christliche Verständnis von Schuld und Leid aufgefangen werden, die zum Begriff der Humanität dazugehörten.

Das Mittelalter ist deshalb für eine kulturgeschichtliche Betrachtung exemplarisch, weil alle Bereiche des Lebens einander zugeordnet sind. Nur aus dieser einmal im Abendland weitgehend verwirklichten kulturellen Einheit ist die weitere Entwicklung zu verstehen und zu deuten.

1. Reich und Kaisertum

Die Karolingische Zeit

Den Beginn der deutschen Kulturgeschichte kann man mit KARL DEM GROSSEN ansetzen. In seinem fränkischen Reich vereinigte er ein Gebiet, zu dem das spätere Deutschland, Frankreich und der nördliche Teil Italiens gehörten. Er war bestrebt, das ihm erbmäßig zugefallene Land durch kriegerische Unternehmungen zu erweitern und nach außen abzusichern, es einheitlich zu organisieren und bildungsmäßig zu heben.

Waren die Franken schon seit CHLODWIG in den herrschenden Schichten christlich gewesen, so erhielt das Reich Karls des Großen im Jahr 800 durch die vom Papst vollzogene Kaiserkrönung eine sakrale Würde. Das Kulturprogramm dieses ersten großen Herrschers im Mittelalter bestand darin, das Kaisertum mit der als weltoffen verstandenen Kirche einer gemeinsamen geschichtlichen Aufgabe zu unterstellen.

Großen Widerstand boten im Süden Frankreichs die von Spanien eingedrungenen Sarazenen. Noch schwieriger war die Einbeziehung der Sachsen. Eroberung und Missionierung gingen bei Karl dem Großen Hand in Hand und wurden auch in der Methode nicht allzu scharf unterschieden. Dennoch kann man ihm keine bloße Schwertmission zuschreiben, dagegen sprechen seine großen Erfolge in der Fundierung einer christlichen Kultur. Besonderen Widerstand leistete der norddeutsche Stamm der Sachsen unter dem Herzog WIDUKIND, weil dort der germanische Götterglaube noch lebendig war und ein erhebliches politisches Unabhängigkeitsbewußtsein herrschte. Von Karl dem Großen wurde das bedeutende germanische Heiligtum, die Irminsul in der Nähe von Marsberg, und die Schutz- und Fluchtburg auf der Iburg (bei

Driburg) zerstört. Mit der Taufe Widukinds 785, bei der Karl der Große die Patenschaft übernahm, kam es zu einer Versöhnung zwischen Franken und Sachsen. Mit dem Ende der Sachsenkriege wurde die Christianisierung Süddeutschlands abgeschlossen. Es wurde damit auch erreicht, daß Nord- und Süddeutschland kulturell zusammenwuchsen.

Schon mehr als ein Jahrhundert zuvor war die Missionsarbeit im übrigen deutschen Gebiet von den irischen Wandermönchen eingeleitet worden, was aber nur zur Entstehung von Keimzellen des Christentums geführt hatte. Eine größere Festigung brachte um die Mitte des 8. Jahrhunderts das Werk des in engem Kontakt mit Rom stehenden angelsächsischen Benediktinermönchs und späteren Missionsbischofs BONIFATIUS, auf den in Mittel- und Süddeutschland viele Bischofssitze und Klostergründungen zurückgehen. Karl der Große konnte so bei seinen kulturellen Bestrebungen auf die schon vorhandenen Benediktinerklöster und Bischofssitze zurückgreifen und zum Anreger vieler Neugründungen werden. Auf die kulturelle Wirkung der Klöster und Kathedralschulen ging einerseits die Durchdringung der Bevölkerung mit christlichem Gedankengut zurück, andererseits die Vermittlung neuer Methoden der Urbarmachung und Bebauung des Landes.

Worin bestand im einzelnen die kulturelle Aufgabe der Benediktiner in der Karolingischen Zeit? Die Verwirklichung ihrer Ordensregel bedeutete für das beginnende Mittelalter das christliche Wiederaufleben antiken und alttestamentlichen Kulturschaffens. Die Spannung des *ora et labora* in ihrer Ordensregel brachte sie zu einer aus dem Geiste der Religion abgeleiteten Weltgestaltung. Die Gründung eines Klosters zog alles Notwendige für das Leben einer Gemeinschaft nach sich, die lehrend auf ihre Umgebung einwirken will: Urbarmachung des Landes und neue Methoden in dessen weiterer Bewirtschaftung, Errichtung von Gebäuden zum Gottesdienst und für das menschliche Leben, das Handwerk im weitesten Sinne, Anlage einer Bibliothek durch mühsames Abschreiben von Handschriften. Es wurde neben den Bedürfnissen des leiblichen Lebens für die Pflege von Literatur, Wissenschaft, Kirchengesang und Liturgie gesorgt.

Die beherrschende Stellung hatte das Kloster Fulda in der Mitte Deutschlands inne. Es wurde von Bonifatius gegründet, entwickelte sich dann zur Zentrale der Missionierung und erlebte seine kulturelle und geistige Blütezeit im 9. Jahrhundert unter dem gelehrten Abt HRABANUS MAURUS. Etwas später übernahmen die Klöster St. Gallen, Reichenau und Benediktbeuern die kulturelle Führung. Deutschland verdankt die Grundlegung seiner Kultur in erheblichem Maße der soliden und stetigen Arbeit der Benediktinermönche, deren äußerer Wirkungsbereich durch die Reichsgründung und Gesetzgebung Karls des Großen ermöglicht und bedeutend gefördert wurde.

Zu den Klöstern kamen bald die Damenstifte. Sie hatten zwar eine Äbtissin, waren aber in ihrem Lebensstil viel freier. Sie dienten nicht nur zur Versorgung der unverheiratet gebliebenen Frauen und Witwen. Ihr besonderes

Verdienst war die Mädchen- und Frauenbildung. MATHILDE, die Gemahlin König HEINRICHS DES I., hat viele solcher Stifte nach dem Vorbild von Herford gegründet.

Wenngleich das Reich nach dem Tod dieses Kaisers politisch in seiner Einheit nicht erhalten blieb, so blieb doch der geistige Neugewinn. In den verschiedenen Reichsteilungen des 9. Jahrhunderts erlangte der östliche Teil seine geschichtliche Selbständigkeit, was die Voraussetzung war für das spätere deutsche Kaiserreich, das nach dem Niedergang der Karolinger von den Sachsenherrschern gegründet wurde. So sind aus dem westeuropäischen Karolingerreich insbesondere die beiden Nachbarstaaten Deutschland und Frankreich hervorgegangen.

Die Zeit der Sachsenkaiser

Nach der Abtrennung und Verselbständigung der östlichen Hälfte des einstigen Karolingischen Reiches erhob sich unter den einzelnen deutschen Stämmen das Problem der Vorherrschaft. Im Lauf der deutschen Geschichte ging die Führung von einem Stamm auf den anderen über. So wurde das sächsische Kaiserhaus (919-1024) vom fränkischen (1024-1125) abgelöst und dieses wiederum vom staufischen (1138-1268), das zum schwäbischen Stamm gehörte. An diesem Wechsel der Herrscherhäuser kann man die langsame Entwicklung zur hochmittelalterlichen deutschen Kultur verfolgen.

Trotz der übergreifenden Funktion des deutschen Kaisertums in geistiger und politischer Hinsicht blieb die kulturelle Eigenständigkeit der deutschen Stämme bestehen. Eine einheitliche deutsche Kultur hat es nicht gegeben; sie prägte sich immer in der Eigenart der einzelnen Landstriche aus. Eine Vielzahl von größeren und kleineren Kulturlandschaften hat sich im Verlauf der Geschichte herausgebildet und erhalten.

Die Epoche der Sachsenkaiser ist gekennzeichnet durch eine Festigung der Einheit des Reiches. Den Höhepunkt dieser von Heinrich I. über die drei Ottonen zu HEINRICH II. reichenden sächsischen Herrscherreihe bildet das Zeitalter OTTOS I., des Großen, der in seiner Kaiserkrönung ein ähnliches Ereignis für das Abendland erblickte wie in der Karls des Großen. Den Sachsenherrschern Heinrich I. und Otto I. fiel die Aufgabe zu, die wiederholten Einfälle der Ungarn abzuwehren. Der Kampf Heinrichs I. war noch wesentlich von seinem Stamm der Sachsen getragen; unter Otto dem Großen trafen sich 955 in der Schlacht auf dem Lechfeld bei Augsburg mehr oder weniger alle deutschen Stämme, wodurch das Zusammengehörigkeitsgefühl des Reiches vertieft wurde.

Für die deutsche Geschichte war die politische Neuordnung durch Otto den Großen von weitreichender Bedeutung: Er belehnte die Bischöfe mit Land und erhob sie zu Reichsfürsten. Nachdem er bei dem Versuch, die deutschen Stämme politisch zu vereinen, zuvor schon mehrmals gescheitert war,

fand er in den Würdenträgern der Kirche eine treue Stütze seines Reiches. Die Ehelosigkeit der Kirchenfürsten verhinderte die Vererbung von Amt und Lehen und damit eine nur eigenen dynastischen Zwecken dienende Politik. Ein Gegensatz zwischen Weltlichem und Geistlichem wurde damals in der sakral gedeuteten Welt zunächst nicht empfunden.

War unter Karl dem Großen der Mittelpunkt des Reiches sein Kaisersitz in Aachen gewesen, so verlagerte sich dieser unter den ersten Sachsenkaisern in deren eigenes Land um den Harz, bis Heinrich II. das Bistum Bamberg gründete, welches er auch zum eigenen Sitz erhob und somit ein kulturelles Zentrum schuf, das eine ähnliche Bedeutung erlangte wie Fulda in der Karolingischen Zeit.

Die Salier

Die kulturellen Strukturen des Mittelalters weiteten und vertieften sich unter dem fränkischen Herrscherhaus der Salier. Dieses Zeitalter war gekennzeichnet durch das politische und gesellschaftliche Aufstreben des Ritterstandes. Neben den alten Geburtsadel trat auf Grund besonderen Verdienstes eine neue Art des Adels, der Ministerialenstand. Der Ritterstand war darauf bedacht, Träger von Bildung und Kultur zu werden. Nach der vorwiegend geistlichen Epoche am Anfang des Mittelalters kann man nun von einer ritterlichen Kulturwelt sprechen. Die Aneignung einer verfeinerten geistigen Lebenssitte, wie sie sich in der Provence, dem heutigen Südfrankreich, herausgebildet hatte, geschah zuerst in den Klöstern und wurde an den ritterlichen Stand weitergegeben. Die Frauen des Ritterstandes, die in den Klöstern erzogen wurden, nahmen dabei eine vermittelnde Stellung ein. Sie waren auch die ersten, die außer den Mönchen und Nonnen die Kunst des Schreibens und die lateinische Sprache beherrschten.

Zur Ausbildung des Ritters gehörte eine schon früh einsetzende Übung im Kriegswesen, in der Jagd und auf dem Gebiet des Literarischen und Musischen. Wegen der vielen Fehden und Kriege des Mittelalters war der ritterliche Wohnsitz die mit meterdicken Mauern und Türmen befestigte Burg, die auf dem Berg gelegen oder von Wasser umgeben war. Der Ritter hatte einen großen Landbesitz, und er erhielt von den Bauern seines Gebietes einen Zehnten, der diese vom Kriegsdienst befreite. Der Ritter selbst stand im Dienst eines ihm übergeordneten Fürsten, der wiederum dem Kaiser besondere Rechenschaft schuldig war. Durch dieses für das Mittelalter so charakteristische Lehnswesen, bei dem der Übergeordnete den Untergeordneten mit Land belehnte und dafür seine Dienste beanspruchte, waren zugleich auch Verwaltung und Rechtsprechung gewährleistet.

Die Anfänge des Lehnswesens, Vasallentum und Feudalität genannt, liegen in der Zeit der Entstehung des fränkischen Reiches. In der damals herrschen-

den Naturalwirtschaft wurden die Krieger durch Belehnung (Leihe) mit Land wirtschaftlich selbständig und konnten sich so all das beschaffen, was sie an Ausrüstung brauchten. Wichtig ist die enge Verknüpfung des persönlichen Treueverhältnisses mit den wirtschaftlichen Sachwerten. Anfangs fiel das Lehen, da es als eine persönliche Bindung gedacht war, beim Tod des Herrn wie des Lehensmannes an den Eigentümer zurück. Doch bald setzte das Bestreben ein, das Lehen zu vererben. Durch die Erbfolge bekam der Vasall immer mehr ein eigentumsähnliches Recht.

Die Könige benutzten die Lehensvergabe auch dazu, die Großen des Landes enger an sich zu binden. Sie verliehen Herzogtümer und Grafschaften. Herzöge, Bischöfe und Grafen, die so an die Krone gebunden waren, belehnten wiederum Untervasallen, die ihnen zu Hilfe und Dienst verpflichtet waren. Die verschiedenen Kaiser versuchten immer wieder, auf dieser lehnsrechtlichen Grundlage das Reich zu reorganisieren. Eine solche angestrebte Lehenspyramide war aber nur so lange wirksam, wie es starke Könige und Kaiser gab.

Lehenswesen und standesmäßige Gliederung waren die Grundlagen der sozialen Ordnung. Diese war aber auch innerlich getragen von der dem Mittelalter eigentümlichen Überzeugung, daß es in der Welt verschiedene gottgewollte Stände gäbe. Die Standesunterschiede wurden im Mittelalter streng eingehalten, aber nicht als problematisch empfunden, da das religiöse Bewußtsein herrschte, daß alle Menschen vor Gott gleich wertvoll sind. Es kam darauf an, innerhalb des Standes die eigene Aufgabe zu erfüllen.

In den Benediktinerklöstern, denen weiterhin die Pflege der Wissenschaft und der antiken Kultur geblieben war, hatte sich vielfach ein Wohlstand entwickelt, der vom Geist des Ordens immer mehr abwich. Dagegen erhob sich im 11. Jahrhundert die von dem französischen Kloster Cluny ausgehende und nach ihm benannte Cluniazensische Reformbewegung, deren Absicht es war, durch eine strenge Reform das klösterliche Leben zu erneuern. Ausgangspunkt für die Reform in Deutschland war das Kloster Hirsau im Schwarzwald. Diese Reformbewegung blieb aber nicht auf die Klöster beschränkt. Durch ihren engen Kontakt mit der Welt griff sie auch in das gesamte christliche Leben ein. Es ging dabei um das Verhältnis von Christentum und Kultur. Zum erstenmal wurde die Kulturentfaltung selbst als bedrohlich für das Christentum empfunden, da sie eine zu starke Verquickung mit der Welt befürchten ließ.

Charakteristisch für den hochmittelalterlichen Geschichtsverlauf ist die Spannung zwischen dem Kaiser als dem Träger der im Namen Gottes verwalteten irdischen Macht und dem Papst als dem irdischen Haupt der Kirche und Inhaber der geistlichen Gewalt. Diese Spannung ist wesentlich darin begründet, daß seit Otto I. die deutschen Bischöfe auch Reichsfürsten waren. Die Frage der Zuständigkeit von Papsttum und Kaisertum mußte unter dem Einfluß der Cluniazensischen Bewegung zum Konflikt führen.

Unter HEINRICH III. wirkte sich diese Bewegung zunächst nur im Sinne einer einheitlichen Reform des kirchlichen und sozialen Lebens aus, unter HEINRICH IV. und dem Reformpapst GREGOR VII. aber nahm sie eine ausgesprochen laienfeindliche Form an und versuchte eine scharfe Trennung zwischen geistlichem und weltlichem Bereich, was für das Amt des Kaisers und der Fürsten eine Säkularisierung bedeutete. Die kirchliche Partei forderte vom Kaiser Verzicht auf die Wahl der Reichsbischöfe. Da diese aber zugleich Reichsfürsten waren, konnte der Kaiser nicht ohne weiteres auf ihre Einsetzung verzichten, und so kam es zu dem überaus bitteren Investiturstreit des Mittelalters. Erst durch seinen Bußgang nach Canossa (1077) konnte sich Heinrich IV. aus dem Bannspruch des Papstes lösen.

In der geschichtlichen Situation wurde die Problematik offenkundig, daß einerseits der Staat die Kirche und damit das Christentum nicht zur Staatsreligion machen kann, und daß andererseits die Kirche keine politischen Weltherrschaftspläne für sich beanspruchen kann. Im Wormser Konkordat kam es 1122 unter Heinrich V. in der Frage der Bischofsinvestitur endlich zu einem Vergleich auf der Grundlage gegenseitiger Mitbestimmung. Der Investiturstreit, bei dem auf beiden Seiten Recht und Unrecht war, ist in kulturgeschichtlicher Hinsicht deshalb von Belang, weil es um das Verhältnis der für das Mittelalter bestimmenden Institutionen von Kirche und Reich ging. Aus ihrer gegenseitigen Korrektur entwickelte sich ein geistiger Raum der Freiheit.

Die staufische Kaiserzeit

Den politischen und kulturellen Höhepunkt der mittelalterlichen Kaiserhäuser bildeten die Hohenstaufen. Zu ihrer Zeit kam es zu vielfältigen Neuansätzen im religiösen wie höfischen Leben. Das Rittertum gelangte zu seiner vollen Entfaltung und zeigte sich in Ansehen und Pracht auf Reichsfesten und Turnieren. Ausdruck des Standesbewußtseins wurde die mittelhochdeutsche Dichtung.

Eine besondere Aufgabe fand das Rittertum in den Kreuzzügen, wobei kriegerische Tüchtigkeit und religiöser Ernst zugleich gefordert waren. Die Kreuzzüge, die von Frankreich ihren Ausgang nahmen, sollten der Befreiung der heiligen Stätten der Christenheit von der Herrschaft der Mohammedaner dienen. Pilgerfahrten nach Jerusalem, zum Grab Christi, hatte es schon seit dem Altertum gegeben. Sie galten für die Christen als besonders verdienstvoll. Im Mittelalter nahmen sie zu, stießen aber auf Feindseligkeit, seitdem sich Ende des 11. Jahrhunderts die dortigen Machtverhältnisse geändert hatten. Verstanden wurden die Kreuzzüge als bewaffnete Pilgerfahrten.

Obgleich ihre Erfolge von wechselvoller Dauer waren, brachten sie doch eine ungeheure Weitung des mittelalterlichen Weltbildes mit sich: eine Begegnung mit der Buntheit und den märchenhaften Vorstellungen des Orients,

Handelskontakte, und vor allem die Erfahrung, daß man auch außerhalb des Christentums auf ein in sich zufriedenes menschliches Dasein treffen konnte. Ansätze von religiöser Toleranz ergaben sich daraus, wenn auch nicht übersehen werden darf, daß die Kreuzzugs idee den Haß gegen Andersgläubige gesteigert hatte. So kam es in dieser Zeit zu ersten Judenverfolgungen und zu Kreuzzügen gegen die sektiererischen Christengemeinschaften der Waldenser und Albigenser, die im Rückgriff auf die Bibel eine neue Lebensanschauung aufbauen wollten und die Zuständigkeit der kirchlichen Institutionen ablehnten. Durch das Bekanntwerden der historischen Stätten der Passion Christi wandelte sich das bis dahin noch vorwiegend antike Christusbild des am Kreuz herrschenden Königs zu dem des Leidensknechtes, so daß das Menschliche an ihm im Christentum von nun an mehr in den Vordergrund trat.

Neben der Kreuzzugs idee wurde in der Stauferzeit die Italienpolitik der wichtigste politische Faktor. Unter FRIEDRICH BARBAROSSA und HEINRICH VI. nahm sie eine besondere Intensität an und führte am Ende des 12. Jahrhunderts zu dem großen staufischen Reich, das im Süden bis Sizilien reichte.

Es konnte jedoch seine Machtposition nicht lange aufrechterhalten, und die Vorherrschaft ging vom Kaisertum an das Papsttum über, dessen glänzendster Vertreter INNOZENZ III. um 1200 nahezu alle geistliche und weltliche Macht unter sich vereinigte. Zum Wesen dieser Geschichtsepoche gehörte es auch, daß gerade im Zeitpunkt höchster kirchlicher Machtentfaltung die auf äußerste Armut bedachten Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner entstanden, die durch Innozenz selbst ihre Legitimation empfangen. Durch die Bewegung der Bettelorden wurden einerseits die spiritualistischen zur Häresie drängenden Kräfte in den Großraum der Kirche zurückgelenkt, andererseits sollte das soziologisch immer dringlichere Problem von Reichtum und Armut auf religiöse Weise gelöst werden.

In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts versuchte Kaiser FRIEDRICH II. noch einmal, den Traum eines staufischen Großreiches zu verwirklichen. Seine Interessen lagen aber vor allem in Süditalien, weil die einzelnen deutschen Fürsten sich schon stark verselbständigt hatten. Aufgeschlossen für den Orient und die arabische Geistesbildung, war Friedrich II. seiner Zeit in vielen Dingen weit voraus. Es wirkt wie ein Vorklang der Renaissance, was Friedrich II. in Süditalien an staatlicher Ordnung und Gelehrsamkeit zu verwirklichen suchte. Mit der Enthauptung des sechzehnjährigen KONRADIN 1268 auf dem Marktplatz von Neapel fand das Staufergeschlecht ein tragisches Ende, veranlaßt vom französischen König KARL VON ANJOU, der die Herrschaft über Süditalien an sich reißen wollte.

Die vom abendländischen Reichsgedanken getragene Politik erhielt ihr Gegengewicht in dem beharrlichen Streben nach Besiedlung der Gebiete östlich von Elbe und Saale. Der Repräsentant dieser aussichtsreicheren, aber weniger glanzvollen Bemühungen war der Herzog von Sachsen und Bayern, HEINRICH DER LÖWE.

Diese Kolonisationsbewegung war in die Wege geleitet worden durch Verbesserungen in der Landwirtschaft und die dadurch bedingte Zunahme der Bevölkerung. Es kam die Dreifelderwirtschaft auf mit dem Wechsel von Winterfrucht, Sommerfrucht und Brache. Der Getreideanbau nahm zu. Die landwirtschaftliche Technik wurde vollkommener: Pflug und Egge aus Eisen, Entwicklung der Sense, Verbreitung des Dreschflegels, Entstehung von Wasser- und Windmühlen. Mehr und mehr trat das Pferd als Zugtier an die Stelle des Ochsen. Die siedlungsmäßige Ostbewegung hatte eine friedliche kulturelle Durchdringung des Landes zur Folge: Wohn- und Wirtschaftsgemeinschaft von Slawen und Deutschen, aber auch Eindeutschung weiter Gebiete zwischen Elbe und Oder. Die ständig fortschreitende Eroberung und Besiedlung der östlichen Gebiete des Reiches war in der Folgezeit vor allem Aufgabe des Deutschen Ritterordens, der aus der Kreuzzugs Idee erwachsen war und das Amt des Ritters mit dem des Ordensmannes vereinigte.

Der aus dem Benediktinerorden entstandene Orden der Zisterzienser hatte große Verdienste bei der Entwicklung der ländlichen Kultur. Die Mönche gründeten ihre Klöster in Gegenden, die sie erst urbar machen mußten. Sie entwickelten neue Methoden zur Bewirtschaftung des Landes, ebenso wie in der Viehhaltung. Deutschland war und blieb ein Bauernland, geprägt von den adligen Höfen, auf denen die ländliche Bevölkerung in sozialer Abhängigkeit zu arbeiten hatte.

2. Die scholastische Wissenschaft

Im mittelalterlichen Geistesleben nehmen Philosophie und Theologie eine unvergleichlich hohe Stellung ein. Beide Wissenschaften erarbeiten im Einklang miteinander eine universale Deutung der Welt, zu der Denker aus dem gesamten europäischen Raum ihren Beitrag leisteten. Es gab im Mittelalter die Lebendigkeit philosophischer Schulen, aber es gab keine grundsätzlich voneinander getrennten philosophischen Systeme, sondern nur die Gesamtheit der scholastischen Philosophie. Diese bemühte sich in der fröhscholastischen Epoche des 12. Jahrhunderts um die gedankliche Durchdringung alles Seienden, vor allem unter heilsgeschichtlichen und in der das 13. Jahrhundert umfassenden Hochscholastik stärker unter metaphysischen Gesichtspunkten.

In das 12. Jahrhundert gehören der Chronist OTTO VON FREISING und der Geschichtstheologe RUPERT VON DEUTZ. Die benediktinische Äbtissin HILDEGARD VON BINGEN wird wegen ihres heilkundlichen Wissens noch heute geschätzt. In ihren Visionen deutet sie die Welt aus der Spannung von Schuld und Erlösung. Sie gilt als die bedeutendste Frau des Mittelalters. Ihr Hauptwerk *Scivias* (Wisse die Wege) bezeugt nicht nur ihr grundlegendes Wissen, vielmehr auch ihre von der Mystik getragene Denkweise. Sie verfaßte Hymnen und Sequenzen in lateinischer Sprache von großer dichterischer Bildhaf-

tigkeit und musikalischer Schönheit. Als Frau konnte sie im Mittelalter eine solche Position einnehmen, weil sie nicht zu den Theologen, sondern zu den Mystikern gezählt wurde, die einen großen theologischen Spielraum besaßen.

Der einflußreiche Theologe HUGO VON ST. VICTOR, der in Paris wirkte, beeinflusste mit seinem Denken auch die höfische Literatur. Die Kernsätze seiner geschichtstheologischen Weltkonzeption lauten:

Es gibt zwei Werke Gottes, in denen alles, was ist, seinen Bestand hat. Das erste ist das Werk der Gründung, das zweite das der Wiederherstellung. Durch das Werk der Gründung wird ins Dasein gerufen, was vorher nicht war, durch das Werk der Wiederherstellung wird neu geschaffen, was abgefallen war. So besteht das Werk der Gründung in der Erschaffung der Welt mit allen ihren Seins-Elementen, das Werk der Wiederherstellung aber in der Menschwerdung des Wortes mit allen seinen Heilszeichen, sowohl denen, die ihm seit dem Weltbeginn vorausgingen, als auch denen, die ihm bis zum Zeitenende folgen werden. *De sacramentis Christianae fidei*

Neben dieser grundlegenden Vorstellung, daß zur Welt als Schöpfung Gottes die Geschichte des Menschengeschlechtes gehört, die sich stufenweise mit einem jeweils höheren Grad an Glaubenswissen fortentwickelt hat, steht noch eine andere Art von Geschichtsdeutung: die Vorstellung der einander ablösenden großen Weltreiche. Aus dieser Sicht bekommt das mittelalterliche deutsche Kaiserreich seine geschichtliche Herkunft, Zukunft und sakrale Bestimmung zugesprochen. Die Weltchroniken der salischen und staufischen Kaiserzeit sind auf literarischer Ebene hierfür ein überzeugendes Beispiel.

Die mittelalterliche Auffassung von der Harmonie zwischen Wissen und Glauben beruht auf dem Grundsatz, die menschliche Erkenntnis so ernst zu nehmen wie möglich und doch ihre Begrenzung anzuerkennen, die nur vom Licht des Glaubens überwunden werden kann. Durch Glaube gelangt man zur Einsicht, Wissen hingegen führt in die Dimension des Glaubens. So konnte es in der Hochscholastik zu einer systematischen Darstellung des ungeschaffenen und geschaffenen Seins in den großen theologischen Abhandlungen kommen. Sie wurden gern als *Summa Theologiae* bezeichnet, um damit die Gesamtheit des ausgebreiteten Wissens auszudrücken. Nach kurzen theoretischen Vorerörterungen enthalten sie in jeweils variierter Abfolge die einzelnen theologischen Traktate: Lehre von Gott in seiner Wesenseinheit und dreifachen Personalität; Lehre von der Schöpfung in ihrer mehrfachen Abstufung von unbelebter, belebter, menschlicher und rein geistiger Kreatur; Lehre vom Sündenfall des Menschen und der Verletzung der Seinsstrukturen durch das Böse; Lehre von Jesus Christus, seiner Menschwerdung, seinem Heilswirken für die Menschheit und von den sakramentalen und ethischen Ordnungen des menschlichen Lebens.

Diese Art von Philosophie und Theologie war keine einseitige Begriffsspekulation, sondern den vielbändigen Sentenzen und Summenwerken lag eine

lebendige Disputationsweise zugrunde. Der Magister mit seinen Schülern oder auch die akademischen Lehrer untereinander stellten zahlreiche Einwände gegen die Lösung eines Problems auf und versuchten diese zu widerlegen. Diese Disputationsweise, bei der es um die Eindeutigkeit und Klarheit der Erkenntnis ging, ist in den Stil der theologischen Werke eingegangen.

Der deutsche Beitrag zur Hochscholastik wurde vor allem durch den Dominikaner ALBERTUS MAGNUS bestritten, der seinen Schüler THOMAS VON AQUIN an Wissen vielleicht noch überragte. Er wirkte als Lehrer in Regensburg, Straßburg, Köln und Paris. Seine Bedeutung für die europäische Geistesgeschichte besteht vor allem darin, daß er es vermochte, den von Arabien übermittelten Aristotelismus für das Christentum fruchtbar zu machen und eine selbständige Art des Philosophierens daraus zu entwickeln. Ebenso groß ist Albertus als Naturforscher, weil er den Weg einer unmittelbaren Beobachtung der Natur beschritt. Neben den Dominikanern waren die Franziskaner die Träger der scholastischen Philosophie, die auch eine eigene Schule hervorgebracht haben.

Die beiden philosophischen Strömungen des Mittelalters, die einander vielfach durchdringen, sind der Neuplatonismus und der Aristotelismus. Der Neuplatonismus geht von einem vertikalen Denkansatz aus. Er folgert die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen aus einem höchsten Prinzip, zu dem in Form der Rückwendung die Welt wieder gebracht werden muß. Der Aristotelismus ist dagegen von einem horizontalen Denkansatz bestimmt. Von ihm wurden die Gesetze der Logik übernommen und die dialektische Argumentationsweise ausgebildet. Von der starken Autorität AUGUSTINS hat sich kein mittelalterlicher Denker gelöst. Nicht selten wird er angeführt, um die theologische Tradition gegenüber den philosophischen Begründungen abzusichern. Durch die Verbindung mit dem theologischen Denken erhält auch die Philosophie ihre letzte Fundierung in Gott als der *causa prima*, der Erstursache, als dem Inbegriff aller Seinsaussagen und dem Ziel jeglicher menschlicher Denkbemühungen. Das gesamte mittelalterliche Geistesleben findet seine Klärung aus der theozentrischen Ordnung von Welt und Mensch. Auf diese Weise hat die theologisch-philosophische Wissenschaft auch der Dichtung und Kunst wie dem gesamten kulturellen Leben die Richtung gewiesen. Nachdem lange Zeit die einzelnen Wissenschaften gesondert die mittelalterliche Geisteswelt erforscht haben, wird heute in dem als Mediävistik bezeichneten Fach eine enge Zusammenarbeit angestrebt.

3. Geistliche und höfische Dichtung

Während die Verlautbarungen der kaiserlichen Kanzleien, die Theologie, Philosophie und Geschichtsschreibung, also nahezu das ganze geistige Leben des Mittelalters, von der lateinischen Sprache bestimmt sind, kommt in der Dichtung die Sprache des Volkes zur Geltung. Mit der lateinischen Sprache ist das deutsche Geistesleben des Mittelalters in die gesamte abendländische Welt

eingefügt, während die deutsche Sprache von Natur aus auf ihren germanischen Ursprung verweist.

Das Wort »deutsch« leitet sich her von dem germanischen Wort für Volk, »*theot*«. Deutsche Sprache bedeutet also zuerst ganz allgemein die Volkssprache im Gegensatz zur lateinischen Kirchensprache, außerdem steht deutsch für die Mundart der Menschen im östlichen Teil des Karolingischen Reiches. So nennt schon der Geschichtsschreiber NITHARD die Sprache LUDWIGS DES DEUTSCHEN in den Straßburger Eiden, durch welche die Teilung des karolingischen Reiches besiegelt wurde, *theodisca lingua*.

Geographisch gesehen gliedert sich die deutsche Sprache in zwei Gruppen, das Niederdeutsche und das Hochdeutsche. Diese Gliederung wurde vor allem durch die vom Süden ausgehende sogenannte hochdeutsche Lautverschiebung hervorgerufen, die auf das niederdeutsche Gebiet nicht übergriff. Aber auch im Wortschatz des Niederdeutschen und Hochdeutschen zeigen sich jeweilige Eigentümlichkeiten. Das Hochdeutsche setzt sich zusammen aus dem Oberdeutschen, zu dem die alemannischen und bairischen Dialekte gehören, und dem Mitteldeutschen mit den thüringischen und fränkischen Mundarten.

In sprachgeschichtlicher Hinsicht gilt eine andere Unterscheidung, die mit der literarischen zeitlich nicht zusammenfällt. Es ist der Wandel vom Althochdeutschen, das vom 8. bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts dauert, über das Frühmittelhochdeutsche, welches das folgende Jahrhundert umspannt, zum Mittelhochdeutschen als der Sprache der großen Epen- und Minnedichter. Zwischen der althochdeutschen und frühmittelhochdeutschen Literatur liegt die lateinisch dichtende Ottonenzeit. In ihr ist das lateinische Kulturgut so stark geworden, daß es die deutsche Sprache zwar nicht im alltäglichen Umgang, wohl aber in der Dichtung zurückdrängen konnte.

Am Beginn der deutschsprachigen Literatur stehen die wenigen, durch Zufall überlieferten Zeugnisse vorchristlicher Geisteshaltung, deren wichtigstes das *Hildebrandslied* ist. In der Karolingerzeit aufgeschrieben, folgt es in der Form noch dem altgermanischen Stabreim und behandelt ein aus der Völkerwanderungszeit stammendes tragisches Motiv, den Kampf zwischen Vater und Sohn, die beide verschiedenen Gefolgsherren unterstehen. Am Hildebrandslied wird sowohl die Bindung zwischen den Blutsverwandten aufgezeigt als auch der Gedanke der Ehre, der vom Gefolgschaftswesen bestimmt ist. Um der Ehre willen muß der Vater den eigenen Sohn erschlagen und damit sein Geschlecht auslöschen. So bleibt allein das Heldische in dieser Dichtung als der höchste Wert bestehen.

Ähnliches gilt für das Nibelungenlied, zu dessen endgültiger Ausgestaltung es in dem bekannten Epos des Hochmittelalters gekommen ist, das aber in seinem Grundgehalt ebenfalls aus der Völkerwanderungszeit herrührt. Hier wird das Motiv der Blutrache bis zur tragischen Vernichtung einer ganzen Königssippe durchgespielt. Die Hauptgestalten des Nibelungenliedes, wie

SIEGFRIED, BRUNHILD, KRIEMHILD, HAGEN gehören zum allgemeinen Bestand der deutschen Dichtungstradition. An ihnen hat der namentlich unbekannt gebliebene mittelalterliche Dichter noch einmal die Welt der germanischen Sage, die Vorstellungen von Ehre, Gefolgschaftstreue und die Dunkelheit des Schicksals dargestellt. Seit seiner Wiederentdeckung im 18. Jahrhundert hat man das Nibelungenlied vielfach als das deutsche Nationalepos angesehen.

Die mittelalterliche Dichtung kann man in der Abfolge von drei Hauptstufen beschreiben: die geistliche, die ritterlich-höfische und die bürgerliche, die aber schon ins Spätmittelalter gehört.

Innerhalb der geistlichen Dichtung der althochdeutschen Zeit ist das *Wessobrunner Gebet* eines der ersten Zeugnisse. Es knüpft an alte mythologische Vorstellungen an und ersetzt sie durch den christlichen Gottes- und Schöpfungsglauben:

Dat gafiregin ih mit firahim firiuuizzo meista,
Dat ero ni uuas noh ufhimil,
no paum ... noh pcreg ni uuas,
ni ... nohheinig noh sunna ni scein,
noh mano ni liuhta, noh der mareo seo.
Do dar niuuht in uuas enteo ni uuenteo,
enti do uuas der eino almahtico cot ...

Das erfuhr ich mit Staunen als der Wunder größtes,
daß da Erde nicht war noch der Himmel,
noch Baum, noch Berg nicht war,
noch irgend etwas, und auch die Sonne noch nicht schien,
der Mond noch nicht leuchtete, der große See noch nicht da war.
Als noch gar nichts da war, nicht Ende, nicht Wende,
da war doch schon der eine allmächtige Gott ...

Aus dem 9. Jahrhundert stammen die beiden Bibeleyen, der *Heliand* und das *Evangelienbuch* OTFRIDS VON WEISSENBURG. Sie sind Vertreter verschiedener kultureller Schichten. Der Heliand, der in den niederdeutschen Sprachraum gehört, ist in seiner Form des Stabreims noch dem germanischen Heldenlied nachgestaltet. Inhaltlich wird das Leben Jesu dargestellt und aus germanischen Lebensformen gedeutet. Christus ist als der oberste Gefolgsherr gesehen, dem die Menschen in Treue anhängen und nachfolgen. Im Gegensatz zum Helianddichter hat Otfrid von Weissenburg sein Bibelespos in der Form des Endreims verfaßt und den Inhalt den Vorstellungen der altchristlichen Zeit angeglichen. Der Grundgedanke dieser Dichtung ist das Königtum Christi. Während im Heliand die Gefolgschaftstreue im Vordergrund steht, ist es hier die Ehre, welche die Menschen dem König Christus schulden.

Das Vaterunser in der altsächsischen Sprache des Heliand beginnt mit folgenden Worten:

Fadar usa firiho barno,
thu bist an them hohon himila rikca,
gcuuihid si thin namo uuordo gehuuilico ...

In der althochdeutschen Sprache Otfrids hat es folgenden Wortlaut:

Fater unser guato, bist druhtin thu gimuato
in hirnilon io hoher; wih si namo thiner ...

Das 10. Jahrhundert verdrängte die frühe deutschsprachige Dichtung. Bücher wurden ausschließlich in lateinischer Sprache verfaßt. WIDUKIND VON CORVEY schrieb seine Sachsenchronik und die Dichterin ROSWITHA VON GANDERSHEIM in der Nachfolge des römischen Komödiendichters TEREZ ihre dramatischen Dialoge.

Die deutschsprachige Dichtung setzte erst wieder mit *Ezzos Gesang* ein, einem vielstrophigen Lied, das die Heilsgeheimnisse des Christentums wiedergibt, wahrscheinlich auf einer Pilgerfahrt gedichtet und gesungen. Sündenklagen, Marienlieder, Sequenzen, erzählende Wiedergaben des Lebens Jesu gehören in diese Zeit und zeigen die enge Verbindung zwischen der neuen Frömmigkeit und der Dichtung. Überwiegend handelt es sich um religiöse Gebrauchsliteratur.

Aus der Fülle der ritterlich-höfischen Dichtung, die das aufblühende kulturelle Leben um 1200 spiegelt, sind vor allem die Werke der Epiker Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Strassburg und des Minnedichters Walther von der Vogelweide zu nennen. Die höfischen Dichtungen, die vielfach altfranzösische Stoffe übernehmen, vereinigen das Heldische mit dem Christlichen zum Ritterlichen. Sie berichten vom Leben und den Abenteuerfahrten eines Ritters, der hierbei zu Einsichten über den Sinn des Ritterstandes gelangt. Dabei wird in einer dreifachen Relation seine Lebenserfahrung aufgedeckt: zur Frau, zur Welt, zu Gott. Gibt er sich nur der Welt hin, so wird er zum bloßen Abenteurer. Vergißt er den Auftrag des Ritters und zieht sich zurück, so erweist er sich als seines Rittertums unwürdig. Hat aber sein ritterliches Streben nicht einen letzten Sinn im Dienst gegenüber Gott, so kann er die verschiedenen irdischen Bereiche nicht miteinander vereinbaren.

Die ritterliche Dichtung erreicht ihren Höhepunkt in WOLFRAM VON ESCHENBACHS *Parzival*. An der Gestalt Parzivals veranschaulicht der Dichter die Lebensgeschichte eines Ritters, dem unbewußt alles zufällt, im entscheidenden Augenblick jedoch die wahre Einsicht in das Leid der Welt fehlt, die er dann durch nachträgliche Erfahrungen erringen muß. In der Übernahme

des religiös verstandenen Gralskönigtums vollendet sich sein Lebensgang, so daß dieses Epos nicht wie das Nibelungenlied in tragischem Leid endet, sondern zur »saelde« führt, der glückhaften Erfüllung des irdischen Daseins. In der Fiktionalität der Literatur erhält so die höfische Welt Überhöhung und Zielvorstellung:

Swes lebn sich sô verendet,
daz got niht wirt gepfendet
der sêle durch des lîbes schulde,
und der doch der werlde hulde
behalten kan mit werdekeit.
daz ist ein nütziu arbeit.

In seinem Spätwerk *Willehalm* hat Wolfram von Eschenbach einen Stoff bearbeitet, der von den Kämpfen zwischen den christlichen und den von Spanien nach Frankreich eindringenden islamischen Ritterheeren erzählt. Dieses Epos zeigt den Fortschritt im Verhältnis zwischen Christen und Andersgläubigen: Sie werden in ihrer Menschlichkeit bejaht, als Geschöpfe Gottes anerkannt. Eine Form von religiöser Toleranz ist hier schon feststellbar. Die Gestalten des Epos gehen auf historische Personen zurück: WILHELM VON ORANGE und seine zum Christentum bekehrte Gemahlin GYBURC werden schon in altfranzösischen Liedern besungen.

Eine andere Ausprägung der höfischen Kultur findet sich in GOTTFRIED VON STRASSBURGS Epos *Tristan und Isolde*, das thematisch den Übergang zur Minnelyrik bildet. Hier erhält ein literarischer Stoff, von dem sich schon vor Gottfried und wiederum nach ihm Bearbeitungen finden, seine ästhetische Vollendung. Die Liebesbindung zwischen Mann und Frau wird so dargestellt, daß sie der Verinnerlichung und seelischen Kultivierung dienen sollte. Indem diese Liebe aber in den gemeinsamen Tod führt, rückt dieses ästhetische Bildungsprogramm an die Grenze des Tragischen. Die mittelhochdeutsche Sprache hat in diesem Epos einen hohen Grad an Sensibilität gewonnen.

Von besonderem Reiz ist für uns heute die Minnelyrik, deren Entstehung nicht ohne die provenzalische Troubadourlyrik zu denken wäre. Es handelt sich bei der Minne um die Verehrung einer verheirateten und standesmäßig höherstehenden Frau. Die Minnelyrik ist also keine persönliche Liebesdichtung, sie drückt die mit dem ritterlichen Stand verbundene allgemeine Achtung und Ehrerbietung vor der Frau aus und bekundet gesellschaftliche Distanz, worin die Form des Spiels möglich ist. Wie weit dabei innerhalb der objektiven Form die persönliche Note des Dichters durchbricht, läßt sich letztlich nicht erweisen. Die wichtigsten deutschen Minnedichter sind: REINMAR VON HAGENAU, HEINRICH VON MORUNGEN und FRIEDRICH VON HAUSEN.

Als Vollendung und zugleich Überwindung der an den höfischen Stand gebundenen Minnedichtung kann man die Lyrik WALTHERS VON DER VOGEL-

WEIDE ansehen. Er bleibt nicht bei der Minnedichtung stehen, sondern greift die Tradition der geistlichen Lyrik in neuer, fruchtbarer Weise auf und stößt zur Gattung der Spruchdichtung vor, die er sowohl in politischer wie in sozialer Hinsicht mit zeitnahen Themen erweitert. Man findet bei ihm auch die zum Kreuzzug aufrufenden Kreuzlieder. In seinem *Preislied* zeigt sich ein mittelalterliches deutsches Kulturbewußtsein:

Ich han lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
übel müeze mir geschehen,
kunde ich ie mîn herze bringen dar
daz im wol gevallen wolde fremeder site.
nu waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiuschi u zuht gât vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rîn
und her wider unz an Ungerlant
mugen wol die besten sîn,
die ich in der werlte han erkant.
kan ich rehte schouwen
guot gelâz unt lîp
sem mir got, sô swüere ich wol daz hie diu wîp
bezzet sint danne ander frouwen.

Tiusche man sint wohl gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getan.
swer si schildet, derst betrogen:
ich enkan sîn anders niht verstân.
tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wünne vil:
lange müeze ich leben dar inne!

Die mittelhochdeutsche Dichtung hatte einen anderen Stellenwert im kulturellen Leben als die moderne. Sie war nicht Lektüre eines einzelnen, sondern Vortrag vor einer höfischen Zuhörerschaft. Deshalb konnte auch nur das in ihr zur Sprache kommen, was innerhalb dieser Gesellschaft erwartet wurde. Der kulturelle Hintergrund der Dichtung war also eine überindividuelle Lebensordnung und keine Anonymität. Sie diente zur Unterhaltung, zur Gestaltung von Festlichkeiten, dem geselligen wie kirchlichen Leben überhaupt. Soziologisch gesehen gab es auch zu dieser Zeit neben dem ritterlichen Troubadour den berufsmäßigen Spielmann sowie den literarisch tätigen Kleriker. Da es die Eigenart der mittelhochdeutschen Dichtung ist, alles, auch fern

zurückliegende Ereignisse, im Gewand der eigenen Zeit darzustellen, findet man gerade hier besonders anschauliche Zeugnisse für die damaligen Lebens- und Umgangsformen.

4. Die romanische Kunst

Es gibt in Deutschland Baudenkmäler, die noch von den Römern stammen, so zum Beispiel die Porta Nigra, die Konstantins-Basilika und die Thermen in Trier. Neben Trier, das lange Zeit Sitz des römischen Kaisers für die westliche Reichshälfte war, sind auch an vielen anderen Orten, wie beispielsweise in Regensburg, Xanten und Köln römische Spuren erhalten. Über einem Dionysos-Mosaik wurde in Köln in den siebziger Jahren das Römisch-Germanische Museum errichtet, das Zeugnisse aus der Römerzeit ausstellt.

Der Beginn der deutschen Kunst liegt in der Zeit Karls des Großen, der hierzu die geschichtlichen Voraussetzungen geschaffen hat. Das wichtigste Baudenkmal dieser frühen Epoche ist seine Aachener Pfalzkapelle, ein Oktagon, das jetzt die Mitte des Aachener Domes bildet. Die Anlehnung an das christliche Altertum, aber auch das schon beginnende Neue lassen sich durch einen Vergleich mit der 250 Jahre früher entstandenen Kirche St. Vitale in Ravenna feststellen, die für Aachen das Vorbild abgab. Die Michaelskirche in Fulda aus dem Jahre 820 zeigt noch heute den karolingischen Baustil in seiner ursprünglichen Form.

Voraussetzung für die abendländische Stilentwicklung, wie sie sich insbesondere im Kirchenbau kundtut, ist die frühchristliche Basilika. Nach diesem Bauschema wurden die ersten Kirchen in Deutschland gebaut. Sie besteht aus einem hochgezogenen Mittelschiff und zwei, manchmal auch vier, durch Säulenreihen abgesonderten Seitenschiffen für das Volk und ist nach vorn durch eine Apsis abgeschlossen, wo der Altar steht und die kultische Handlung vollzogen wird. Eine Kirche erfaßt man erst in ihrer vollen Wirklichkeit, wenn ein Gottesdienst stattfindet. Alles Künstlerische fügt sich dann zu einem Sinnnganzen zusammen. Schon seit frühchristlicher Zeit vereinigte der christliche Gottesdienst alle Kunstgattungen: Architektur, Wort, Bild, Musik. Das Höchste, was Menschen hervorbringen können, sollte nach mittelalterlicher Auffassung in den Dienst Gottes gestellt werden und damit seine Erfüllung finden. So sind die Dome und Kirchen primär zur Verherrlichung Gottes gebaut worden und damit zugleich Ausdruck der Würde des Menschen. Die große Kunst in der Vergangenheit hat also einen festen Ort und eine dienende Funktion für das Sakrale.

Die Entwicklung des romanischen Stils läßt sich an den Kirchen der sächsischen Kaiserstädte Goslar, Quedlinburg und Hildesheim ablesen. Die Bauform der Basilika wird beibehalten, doch an die Stelle der magischen Unbestimmtheit des byzantinischen und frühchristlichen Raumgefühls tritt ein

neuer Wille zur kräftigen, klar gegliederten Raumkomposition. Der offene Dachstuhl bzw. die hölzerne Flachdecke der frühchristlichen Basilika wird bei den romanischen Kirchenbauten zunehmend durch ein schweres Steingewölbe ersetzt. Statt runder Säulen werden mächtige, tragfähige Pfeiler notwendig. Dem rundbogigen Gewölbe entsprechen die verhältnismäßig kleinen rundbogigen Fenster, die im allgemeinen als Kennzeichen des romanischen Stils bezeichnet werden.

Eine besondere Eigenart vieler romanischer Kirchen ist die Krypta unter dem Chorraum, die zum Begräbnis bischöflicher wie fürstlicher Personen diente. In der Krypta empfindet man vielleicht am stärksten die lastende Wucht der Mauern. Den romanischen Kirchenraum erhellten große vergoldete Lichtkronen in Form von Radleuchtern. Die Türme, die bei der frühchristlichen Basilika oft freistehend gebaut wurden, sind in der Romanik meist organisch in den Kirchenbau einbezogen und geben ihm nach außen einen burgenhaften Charakter. Sie haben der Bevölkerung in Kriegsfällen als Zuflucht gedient; ihr wesentlicher Sinn bestand aber darin, als Glockenturm den Menschen der Umgebung die Tageszeit und die Stunde des Gottesdienstes anzukündigen. Ein treffendes Beispiel für einen solchen Turmbau ist der St. Patrokus-Dom in Soest.

Durch tatkräftige Bischöfe, Klostergründungen und nicht zuletzt durch die deutschen Kaiser wurde der romanische Kirchenbau sehr gefördert. So gibt es in Deutschland noch heute eine Reihe von schönen romanischen Klosterkirchen wie Maria Laach, Bischofskirchen wie Paderborn, Münster, Osnabrück, Minden und die Kaiserdome Worms, Speyer, Mainz und Bamberg. Aber auch auf dem Land gibt es noch viele alte romanische Dorfkirchen, die vom Umbau späterer Stilepochen verschont geblieben sind.

Mit dem Kirchenbau entstand in Deutschland die plastische Darstellung. Zu einer rankenhaften Ornamentik, die etwas typisch Germanisches ist, kamen bald Reliefs figürlicher Art hinzu, die biblische Szenen zum Thema haben, wie man sie beispielsweise an den Bronzetüren von Hildesheim findet. In der Romanik entstand in Deutschland auch die Großplastik. Erhalten sind vor allem einige überlebensgroße Kreuzesdarstellungen, so das berühmte Kölner Gerokreuz. Besonders ausdrucksstark ist das Relief der Kreuzabnahme an den Externsteinen bei Detmold. Die ersten Madonnen mit Kind, wie die Imad-Madonna in Paderborn und die Essener Goldmadonna, fanden ebenso große Beachtung. Der bronzene Löwe auf dem Domplatz von Braunschweig, das erste profane Monumentaldenkmal, ist dem Gedächtnis Heinrichs des Löwen gewidmet.

Schon in den Übergangsstil von der Romanik zur Gotik gehören die berühmten Figuren der Dome von Bamberg und Naumburg. Der Bamberger Reiter verkörpert ein religiös aufgefaßtes Rittertum, die Naumburger Stifterfiguren, vor allem UTA und EKKEHARD, sind fürstliche Gestalten mit ausgesprochen norddeutschem Gepräge.

Neben dieser Kunst großen Ausmaßes gibt es im Mittelalter seit der Karolingischen Zeit die nicht weniger wertvolle Kleinkunst. Sie findet sich als Relief auf Elfenbeinbuchdeckeln und als Miniaturmalerei in Evangeliarien und Bibelhandschriften. Hauptsächlich kommen hier Szenen des Alten und Neuen Testaments oder einzelne Propheten- und Evangelistengestalten zur Darstellung. Arbeitet die Buchmalerei mit den ausdrucksvollsten Farben, so bedient sich die Reliefkunst der Buchdeckel eines anderen farbigen Mittels: Sie setzt bunte Edelsteine ein. Am bekanntesten sind der *Codex Egberti*, der *Codex Aureus* und das Evangeliar Heinrichs II. Die Buchmalerei steht noch in der Tradition des byzantinischen Stils mit seiner betonten Gestik und symbolischen Aussage. Außerdem gibt es viele kunstvoll angefertigte liturgische Geräte wie Reliquiare, Kelche, Leuchter. Von den kostbaren Gewändern dieser Zeit sei nur der Sternenmantel Heinrichs II. im Bamberger Dommuseum erwähnt. Unter den vielen Heiligenschreinen ist der Schrein der Heiligen Drei Könige der figurenreichste und der am kostbarsten ausgestattete. Heute ist der Schrein, dessen Gesamtentwurf auf den Goldschmiedemeister NICOLAUS VON VERDUN zurückgeht, im Chorraum des Kölner Doms zu sehen.

Die romanische Kunst, die in Deutschland viel später als in Frankreich von der gotischen abgelöst wurde, weist mit ihren vielen erhaltenen Bauwerken auf eine Zeit zurück, in der sich Kirche und Reich unter einer einheitlichen kulturellen Idee zusammenfanden.

III.

Das Spätmittelalter



1. Stadt und Bürgertum

Die spätmittelalterlichen Kaiser

Während die Ausbildung der früh- und hochmittelalterlichen deutschen Kultur vom Einfluß der politischen Geschichte bestimmt war, gilt dies für die folgende Epoche nur in abgeschwächerem Maße. Das Kulturelle geht fortan einer wachsenden Eigengesetzlichkeit entgegen. Dennoch darf man die Bedeutung der politischen Ereignisse für das Kulturbewußtsein der Zeit nicht unterbewerten. Nach den Wirren des Interregnum, der kaiserlosen Zeit, die auf den Niedergang der Hohenstaufen folgte, begann mit der Wahl RUDOLFS VON HABSBURG im Jahre 1273 eine neue geschichtliche Epoche. Sie ist nicht mehr so übergreifend von der abendländischen Kaiseridee geprägt, auch spielt die Italienpolitik nur noch eine geringe Rolle. In den Vordergrund tritt die Sorge des jeweiligen Herrschers, durch eine möglichst große Hausmacht sein Kaisertum zu stützen. Der große Gegenspieler Rudolfs von Habsburg war OTTOKAR VON BÖHMEN, der sich auch für die deutsche Besiedlung seines Landes und die Förderung der deutschen Sprache eingesetzt hatte. Mit dessen bedeutenden Gebietserwerbungen Österreich, Steiermark und Krain begründete Rudolf die habsburgische Hausmacht, nachdem er Ottokar im Jahre 1278 besiegt hatte.

Nach der Regierungszeit Rudolfs von Habsburg wechselten im Spätmittelalter auf Grund des nunmehr streng eingehaltenen Wahlkönigtums die Herrscherhäuser der Habsburger, der Luxemburger und der Wittelsbacher untereinander ab. HEINRICH VII. VON LUXEMBURG versuchte wiederum, die alte Reichsidee in Italien zu verwirklichen, wurde aber durch seinen frühen Tod daran gehindert. Diesem kraftvollen und selbstbewußten Kaiser hat Dante seine Schrift über die Monarchie gewidmet.

Obwohl die Päpste durch die Abhängigkeit von der französischen Krone in der sogenannten »Gefangenschaft zu Avignon« (1309-1377) festgehalten wurden, griffen sie dennoch in die deutschen Thronstreitigkeiten ein. Dies führte aber vor allem unter LUDWIG DEM BAYERN zu einem neuen Verständnis von Kaisertum und Reich: Der von den Kurfürsten gewählte König übt schon als solcher die kaiserlichen Rechte aus, und dem Papst steht nur die Zeremonie der Krönung zu. Programmatisch wirkte für diese geistige Auseinandersetzung die Schrift *Defensor Paris* des MARSILIUS VON PADUA, der das Volk als die allein gesetzgebende Macht ansah. Er tat dies im Rückgriff auf das alte römische Staatsrecht.

KARL IV. VON LUXEMBURG, unter dem die Stadt Prag ihren kulturellen und geistigen Aufschwung nahm, hat in der Goldenen Bulle von 1356 die Rechte der Kurfürsten auf die Königswahl bestätigt. Es festigte sich nun das Bewußtsein, daß die Würde des Kaisers direkt und ohne Vermittlung von Gott stam-

me. Der Reichsgedanke wurde in dieser Zeit in die Worte »Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation« gefaßt.

KAISER SIGISMUND verstand sich wiederum stärker aus dem mittelalterlichen Kaisertum heraus. Er sah seinen Auftrag darin, das Gegeneinander verschiedener Päpste, die gleichzeitig ihre Rechtmäßigkeit behaupteten, zu beseitigen und die Voraussetzung für eine allgemeine Reform der Kirche zu schaffen. So kam durch seine Initiative das Konzil von Konstanz (1414-1418) zustande. Dieses Konzil war ein erster groß angelegter europäischer Kongreß von geistlichen und weltlichen Würdenträgern.

Das päpstliche Schisma (Kirchenspaltung) konnte zwar beseitigt werden, aber die Verurteilung und Hinrichtung des reformfreudigen JOHANN HUS aus Böhmen, dem der Kaiser freies Geleit zugesichert hatte, lösten die verhängnisvollen Hussitenkriege aus. Es ging um religiöse Forderungen: die Form der Meßfeier, die Freiheit der Predigt, Rückbesinnung auf die Bibel, Armut der Geistlichen und um politisch-nationale Unabhängigkeit des tschechischen Volkes. Nach jahrelangen Kämpfen, bei denen die Hussiten militärisch initiativ waren, wurde schließlich Sigismund als König von Böhmen anerkannt.

Am Ende des Mittelalters festigte sich die Herrschaft der Habsburger, die bis 1806 das deutsche Kaisertum innehatten.

Städtegründungen

Das politische und kulturelle Leben ist im Spätmittelalter geprägt vom Aufblühen und selbständigen Handeln der Städte. Man kann sogar von einem durch das Deutschtum geformten mitteleuropäischen Kulturraum sprechen, zu dem außer dem Österreichischen und Schweizerischen das Böhmisches, das Elsässische, das Flandrische sowie der weite Raum des Nordostens gehören, wo es bis ins Baltikum hinein deutsche Städtegründungen gab.

Im Gegensatz zu den politischen Entwicklungen, die in Frankreich und England zum Nationalstaat führten, entstand im mitteleuropäischen Raum für lange Zeit so etwas wie eine nicht national beschränkte, doch eng zusammengehörige deutsche Kultur.

Die Städte als wichtigste Kulturträger seit dem Spätmittelalter verdanken ihr Entstehen oder ihr schnelles Anwachsen wirtschaftlichen und soziologischen Verlagerungen. Bislang war Deutschland ausschließlich von der Agrarwirtschaft beherrscht. Jetzt aber kam es durch die Entstehung neuer Berufe und den bewegteren Handel zu immer mehr Städtegründungen, die sich häufig an die Bischofssitze anschlossen, wo ohnehin schon eine Domschule und eine in die Befestigung einbezogene Siedlung vorhanden war. Im Laufe der Zeit spannte sich ein Netz von größeren und kleineren Städten über Deutschland. Sie wurden jeweils zum wirtschaftlichen wie geistigen Mittelpunkt des umliegenden Landes. Der Ackerbau war jedoch noch für Jahrhunderte ein

wesentliches Element im Leben der deutschen Städte. Die mittelalterliche Stadt ist in gewisser Hinsicht eine erweiterte Burg. Wegen der Kriege und Fehden besaß sie eine starke Befestigung: Wälle oder Stadtmauern, die noch durch Wehrtürme verstärkt waren. Tore und Zugbrücken, die abends geschlossen wurden, sicherten den Zugang zur Stadt. Wie man heute noch vielfach sehen kann, war das Innere der Stadt beherrscht vom Marktplatz mit den ihn umgebenden wichtigen Bürgerbauten, unter denen das Rathaus einen besonderen baulichen Akzent setzte.

Das Leben in der Stadt gewann seine Vielfalt durch die neuen Erwerbsmöglichkeiten, vor allem die des Handwerks und des Handels. Die einzelnen Handwerker schlossen sich zu festen Vereinigungen zusammen, Gilden oder Zünfte genannt, die zur Planung und Lenkung der gewerblichen Produktion dienten. Durch sie wurden Qualität, Absatz und Verdienst geregelt, ebenso das Berufsethos, die Ausbildung und die Sozialfürsorge. Der Aufstieg innerhalb des Handwerks erfolgte in drei Stufen: vom Lehrling über den Gesellen zum Meister, der selbst wieder Lehrlinge zur Ausbildung in sein Haus aufnahm. Der Geselle mußte, um seine Kenntnisse zu vertiefen, eine mehrjährige Wanderschaft durch fremde Städte unternehmen. Als ein besonders vornehmes Handwerk galt das Tuchwirken, das zu großem Wohlstand und Reichtum führte sowie den Übergang zum Handelsstand bildete.

Die Gründung einer Stadt oder auch die Vergabe des Stadtrechts an eine ländliche Siedlung war immer mit besonderen Privilegien verbunden (»Stadtluft macht frei«). Adelige und wohlhabende Geschlechter hatten zunächst die führende Rolle (Patriziat) und übten das Stadregiment aus. In Zunftkämpfen gewann auch das breite Bürgertum Anteil an der Verwaltung, so daß das genossenschaftliche Element zum Tragen kam. Vorbildlich für andere Städte wurde das Stadtrecht Lübecks und Magdeburgs.

Im Mittelalter wurde die auf Tausch beruhende Naturalwirtschaft durch die Geldwirtschaft abgelöst. In der ersten Zeit der Geldwirtschaft versuchte die Kirche durch Erlaß des Zinsverbotes der kapitalistischen Gefahr vorzubeugen. Die Einführung des Geldes ermöglichte den Ausbau wirtschaftlichen Denkens und Handelns. Viele Städte schlossen sich zu Städtebünden zusammen, die dem gemeinsamen Schutz und den Handelsinteressen dienten. Dadurch gewannen sie an Ansehen und Macht. Neben den süddeutschen Vereinigungen ist hier vor allem der norddeutsche Städtebund der Hanse zu nennen, der den gesamten nordeuropäischen Raum wirtschaftlich beherrschte. Die großen Hansestädte Hamburg, Bremen, Lübeck und Soest haben aus dieser Zeit, die den Wohlstand in die Mauern brachte, ihr Gepräge erhalten. Im Norden ging der Machtbereich der Hanse bis Skandinavien und im Osten bis Petersburg und Nowgorod. Im östlichen Raum wirkte neben der Hanse der deutsche Ritterorden mit seinem Hauptsitz in Marienburg.

Wie die Hanse auf den Nord- und Ostseeraum konzentriert war, so war das süddeutsche Wirtschaftsgebiet mit seinen großen Handelshäusern, vor

allem in Regensburg und Augsburg, auf Oberitalien und dessen bedeutende Handelsbeziehungen zum Orient ausgerichtet. Auf Grund ihres Reichtums und ihrer Macht erlangten viele deutsche Städte die Stellung einer freien Reichsstadt, die unmittelbar dem Kaiser untergeben war und eigenes Münzrecht besaß. Das geistige Gesicht einiger Städte erhielt dadurch seine spezifische Note, daß nach dem Vorbild von Paris und Bologna im 14. Jahrhundert die ersten deutschen Universitäten entstanden: Prag, Wien, Heidelberg, Köln. An den Universitäten bestand die Rangordnung der vier Fakultäten: Theologie, Rechtswissenschaft, Medizin, Philosophie. Die Absolvierung der untersten Fakultät, der sogenannten Artistenfakultät mit den sieben freien Künsten, war Vorbedingung für das Studium in einer der drei höheren. Hatte die Theologie unbestritten die höchste Stellung, so war doch gerade im Spätmittelalter die Rechtswissenschaft, in der sich immer mehr das römische Recht durchsetzte, von größter Bedeutung.

Die sozialen Probleme wurden im Spätmittelalter auf dem Land weit schlechter gelöst als in den Städten, weil die Lehnsherrschaft des Adels über die Bauern in vielen Distrikten bedrückend war, was den Anlaß zur Landflucht gab. Ein fortschreitender Preisverfall für landwirtschaftliche Produkte trug dazu bei. Aber auch die Städte waren bedroht durch Brandkatastrophen und die Pest, jene furchtbare Krankheit, die im Volksmund »Schwarzer Tod« hieß. Diese Epidemie wütete um 1350 in ganz Europa und dezimierte den Bevölkerungsstand. Aus religiös verängstigten Vorstellungen kam es im Zusammenhang damit zu verheerenden Judenverfolgungen. Die Ostwanderung der Juden, die dadurch verstärkt wurde, schuf große jüdische Siedlungsgebiete, in denen die jiddische Sprache gesprochen wurde, deren Hauptbestand mitteldeutscher Herkunft ist.

Es gab viele populär gewordene Fehlentwicklungen, Aberglauben und Hexenwahn, denen nicht nur Menschen zum Opfer fielen, sondern durch die auch das nachbarliche Zusammenleben oft dunklen Verdächtigungen ausgesetzt war. So setzten sich Anschauungen fest, die ein vernünftiges Gemeinwesen schwer belasteten. Die Methoden der Folter, des erzwungenen Geständnisses und die öffentlichen Hinrichtungen machten die damalige Gerichtsbarkeit zu einem System des Unrechts.

Wenngleich die Medizin noch wenig entwickelt war, so gab es in den Städten schon Spitäler, die von frommen Spendern gestiftet und unterhalten wurden. Die Armen- und Krankenpflege nahmen die Klöstern der Franziskaner und Dominikaner organisatorisch in die Hand. Anstoß dazu war ein religiöses Verantwortungsgefühl für den Mitmenschen aus dem Gebot der Nächstenliebe.

Mit dem Ausgang des Mittelalters verlor der Ritterstand viel von seiner geistigen wie sozialen Bedeutung, so daß das Bürgertum das kulturelle Leben im Spätmittelalter prägte.

2. Die geistig-religiösen Strömungen

Die Philosophie und Theologie der Scholastik, durch die sich die Kulturstufe des Früh- und Hochmittelalters wissenschaftlich repräsentiert, verliert im Laufe des Spätmittelalters an Lebendigkeit. Dies bedeutet zwar einen Substanzverlust, man kann jedoch an der religiösen Entwicklung das gleiche feststellen, was bei der gesamten Kultur des Spätmittelalters der Fall ist: Sie läßt an Höhe nach und gewinnt dafür an Allgemeinheit und Volksnähe. Nur wenn man diesen Neugewinn hoch genug einschätzt, kann man das kulturelle Leben des Spätmittelalters richtig beurteilen.

Auf dem Gebiet der Philosophie fordert die Kritik an den überkommenen metaphysisch-theologischen Systemen ihr Recht. Das 14. und 15. Jahrhundert prüft die Grundlagen der menschlichen Erkenntnis und fordert Skepsis gegenüber der Tradition. Mit dem Emporstreben des Bürgertums treten gleichzeitig praktische Fragen in den Vordergrund. Nicht die Erkenntnis allgemeiner Wesenheiten, sondern die Erkenntnis von Einzelheiten und Details wird jetzt akut. So konnte aus der spätscholastischen Franziskanerschule, deren wichtigster Vertreter DUNS SCOTUS in Köln begraben liegt, die philosophische Richtung des Nominalismus hervorgehen. Dieser war nicht nur eine Angelegenheit einiger weniger philosophischer Köpfe, sondern spiegelt die neue geistige Situation. Indem einerseits der Abstraktionsvorgang herausgefordert wird und andererseits das Einzelne und Konkrete stärker beachtet wird, ist eine wesentliche Voraussetzung geschaffen für die Entwicklung der neuzeitlichen Naturwissenschaft, insbesondere für die Methode des Experiments und für das mathematische Verfahren.

Am Ausgang des Mittelalters hat die exakte Philosophie in NIKOLAUS VON KUES (1401-1464) ihren überragenden Vertreter. Er steht nicht mehr in einer Schulrichtung der Scholastik, bringt aber das Ideengut des Mittelalters in einer geistig anspruchsvollen Form neu zur Aussage. Am geistigen und politischen Leben der damaligen Zeit nahm er aktiv teil und erreichte mit seinem Interesse für die Antike bereits eine frühhumanistische Gelehrsamkeit. Seine philosophische Erkenntnis ruht auf der durch Sokrates und die deutsche Mystik beeinflussten Überzeugung von der »docta ignorantia«, der wissenden Unwissenheit des Menschen, die daher immer nur der Versuch einer größtmöglichen Annäherung an die Wahrheit ist. Sind in der hochscholastischen Philosophie die allgemeinen Seinsbestimmungen (Transzendentalien) als Wahrheit, Gutheit, Einheit und Schönheit angegeben worden, so hebt sich bei Nikolaus von Kues das Prinzip der Einheit besonders heraus. Gott ist der Zusammenfall aller Gegensätze, die in der Schöpfung auseinandertreten. Die Methode dieses Denkens gründet sich auf mathematische Gesetzmäßigkeiten und ist letztlich der Weg einer Steigerung vom Endlichen ins Unendliche. Nikolaus von Kues gelingt in harmonischer Weise die Synthese von natur-

wissenschaftlicher, philosophischer und theologischer Erkenntnis, wobei sich sein Weltbild schon stark dem neuzeitlichen nähert.

Neben der philosophisch-theologischen Wissenschaft entfaltet sich im Spätmittelalter im deutschen Sprachraum die Mystik, welche auf das gesamte religiöse Leben großen Einfluß gewinnt, da sie eine Verinnerlichung des Glaubens bewirkt. Gegenüber der Institution der Kirche förderte die Mystik die persönliche Individualität und rief dadurch Konfliktsituationen hervor.

Im frühen Mittelalter hatte die deutsche Mystik in Hildegard von Bingen ihre wichtigste Vertreterin. Drei Wissenschaften beanspruchen Hildegard für ihr Gebiet: die Theologie, die Philosophie und die Medizin. Von der Geschichte der Medizin wird sie wegen ihrer heilkundlichen Erfahrungen als erste deutsche Ärztin genannt. Ihr Hauptwerk *Scivias*, in der Form von Visionen geschrieben, bietet den Ursprung alles Seienden aus dem Willen Gottes. In der Theologie aber lebt Hildegard von Bingen als heilsgeschichtliche Mystikerin.

Zu den späteren Mystikerinnen zählen MECHTHILD VON MAGDEBURG, GERTRUD VON HELFTA und MECHTHILD VON HACKEBORN. Ihre Mystik ist von einem bildhaften Schauen bestimmt, so daß bei ihnen eine dichterische Sprache aufkommt. Die Nachwirkung der Minnedichtung ist in dem Werk Mechthilds von Magdeburg *Das fließende Licht der Gottheit* zu beobachten. Die irdische Minne wird hier zum Ausdruck der Gotteserfahrung.

MEISTER ECKHART (1260-1327) ist der wichtigste Vertreter der spekulativen Mystik. Ihm geht es um die Intensität und Intimität der Beziehung des Menschen zu Gott. Dazu muß der Mensch zunächst in die Abgeschlossenheit gehen, sich gleichsam von der Welt entfernen, um sein ganzes Augenmerk auf die göttliche Weisheit und Wahrheit richten zu können. Denn die innere Kraft des Geistes, das »Seelenfünklein«, birgt nach Eckhart die Möglichkeit in sich zur unmittelbaren Berührung mit dem göttlichen Seinsgrund. Diese Erfahrung schildert er als Geburt Gottes in der menschlichen Seele. Seine Mystik, die heute auch über das Christentum hinaus große Beachtung findet, unterlag lange Zeit pantheistischen Verdächtigungen, was mit einem einseitigen dogmatischen kirchlichen Standpunkt zusammenhing.

Für die deutsche Kultur sind neben Eckhart die spätmittelalterlichen Mystiker JOHANNES TAULER und HEINRICH SEUSE die größten Sprachformer vor Luther. Sie haben dazu beigetragen, daß man in der deutschen Sprache seelische Innenerfahrungen adäquat ausdrücken konnte.

Die mystische Lebensweisheit, die sich sowohl auf das Meditative wie auf das Praktische bezieht (*vita contemplativa* und *vita activa*), wurde durch Predigten und Schriften wie etwa die *Imitatio Christi*, die unter dem Namen des THOMAS VON KEMPEN bekannt ist, ins Volk getragen und von breiten Schichten aufgenommen. In ihrer popularisierten Form ist die Mystik ein wichtiges kulturelles Phänomen geworden.

Alle Lebensbereiche des Spätmittelalters hatten eine direkte Beziehung zum Religiösen. Die Probleme des menschlichen Daseins wurden nicht zuerst

sozial, sondern religiös zu überwinden gesucht. So waren die Zünfte und Gilden wie auch die nicht beruflich bestimmten Bruderschaften der Laien, die jetzt in großer Zahl entstanden, von religiösem Ideengut beherrscht. Für das Spätmittelalter drängt sich der Begriff der Volksfrömmigkeit auf. Die objektive Liturgie der Kirche trat im allgemeinen Bewußtsein in den Hintergrund und wurde von subjektiven Gebetsformen überdeckt. Das Bürgertum hatte vor allem eine Beziehung zum leidenden Christus und zu Maria als Mutter der Barmherzigkeit. Die am häufigsten gepflegten Frömmigkeitsformen waren Rosenkranz, Kreuzweg, Reliquienverehrung und Wallfahrt. Ein wichtiges Anliegen des spätmittelalterlichen Glaubenslebens zeigte sich in der »ars moriendi«, jener Fähigkeit von Reichen und Armen, Hohen und Niedrigen, in christlicher Ergebung sterben zu können. In der Religiosität suchten die Menschen die Kraft, schwere Heimsuchungen zu ertragen.

3. Die Volksdichtung

Die Literatur des ausgehenden Mittelalters teilt das allgemeine Kennzeichen der Kultur in dieser Epoche: Absinken der geistigen Qualität und Aneignung durch viele. Es gibt weder Dichterpersönlichkeiten, noch Werke von solcher Einmaligkeit und Größe wie in der vorausgegangenen Epoche, dafür gewinnen aber die literarischen Erzeugnisse an Volkstümlichkeit, was ihnen den Charakterzug des Realistischen und vielfach des Humorvollen einbringt. Hervorgerufen ist diese Verschiebung auch im literarischen Bereich durch die Veränderung der sozialen Verhältnisse.

War die Epen- und Minnedichtung Ausdruck des zahlenmäßig beschränkten Adelsstandes gewesen, so wird jetzt vor allem das Meistersingerlied die repräsentative Form des Bürgertums der Städte. Bis weit in den Humanismus hinein bestand allerorts eine den Handwerkerzünften angeschlossene Singeschule, wie sie zu Beginn des 14. Jahrhunderts von FRAUENLOB, einem der letzten Minnesänger, in Mainz ins Leben gerufen worden war. Hier vollzog sich ein guter Teil bürgerlicher Geselligkeit. In Analogie zum Berufsleben konnte man stufenweise bis zum Meister aufsteigen. Während der Minnesänger für seine Lieder immer ein eigenes rhythmisches Gefüge finden mußte, seinen »dön«, waren die Meistersinger an den dön ihrer großen Vorbilder gebunden, den sie nur nach bestimmten formalen Gesetzen abwandeln durften. Der Meistersang, der sich zuerst mit religiösen Themen befaßte und später auf das Weltliche ausdehnte, trug zu sehr den Charakter des Gekünstelten und Gemachten, als daß er wirklich Kunst werden konnte. Dennoch gibt es auch hier einige bedeutendere Namen wie den Weber MICHEL BEHEIM, den Gelbgießer ROSENPLÜT und den Barbier HANS FOLZ.

Neben dem Meistersang kommt im Spätmittelalter in Stadt und Land, in allen deutschen Landschaften, das Volkslied zur Geltung. Bis heute hat es

kaum an Beliebtheit eingebüßt. Erst durch Fernsehen, Rundfunk und Schallplattenproduktion hat sich der Musikkonsum verlagert.

Ursprünglich von einem einzelnen geschaffen, der jedoch unbekannt blieb oder sogleich vergessen wurde, fühlte man in diesen Liedern die eigene Welt ausgesprochen und konnte sie sich daher mühelos aneignen. Als religiöses Lied dem Kirchenraum und der lateinischen Sprache entwachsen, kamen bald neue Motive hinzu. Die Natur in ihren landschaftlichen und jahreszeitlichen Veränderungen, Glück und Leid in der Liebe, Abschied und Wiedersehen, ja sogar einfache Spiel- und Singweisen sowie Sagenstoffe, die bis in die vorliterarische deutsche Vergangenheit zurückgehen, fanden Eingang ins Volkslied. Oft wurden ein religiöses und ein weltliches Lied, das meist ein Liebeslied war, nach der gleichen Melodie gesungen:

»Ich hort ein sichelin rauschen
wol rauschen durch das korn,
ich hört ein fein magt klagen,
sie het ir lieb verlorn.«

»La rauschen, lieb, la rauschen,
ich acht nit wie es ge:
Ich hab mir ein bulen erworben
in veiel und grünen kle.«

»Hast du ein bulen erworben
im veiel und grünen kle,
so ste ich hie alleine,
tut meinem herzen we.«

Ein bedeutender Faktor in der spätmittelalterlichen Dichtung ist das damals so beliebte Volksschauspiel. Die Anfänge des deutschen Dramas im literarischen Sinne gehen bis weit zurück ins Frühmittelalter, als der Mönch NOTKER BALBULUS VON ST. GALLEN seine lateinischen Sequenzen schuf, jene für die Liturgie bestimmten Gesangstexte mit ungleichen Versen und Strophen. Schon bald ging man dazu über, die Ostersequenz von Priestern mit verteilten Rollen vortragen zu lassen. Diese kurze Szene im Altarraum erhielt allmählich deutsche Einschübe, wurde vor das Portal der Kirche verlegt, gelangte in die Hände von Spielern aus dem Volk und wurde auf alle Themen der Heilsgeschichte ausgedehnt. Neben den Weihnachts- und Osterspielen fanden im Spätmittelalter die Passionsspiele eine weite Verbreitung.

Obwohl man allerhand weltliche Szenen von derber und schwankhafter Art einflocht, blieben die Volksschauspiele im ganzen doch religiös und entfernten sich nicht von den biblischen Geschichten oder Legenden.

Erst in der Übergangszeit zum Humanismus trat das Fastnachtspiel hinzu, das durch Hans Sachs in Nürnberg seine humoristischen und lebensnahen Züge erhielt. Am Volksschauspiel, von dem noch heute in manchen Ortschaften Spuren einer langen Tradition zu erkennen sind, beteiligte sich die ganze Bevölkerung der Stadt, sei es darstellend oder zuschauend. Geistliche wie weltliche Bedürfnisse wurden befriedigt, und die Schaulust des Volkes fand einen angemessenen Gegenstand. Überhaupt liebte das Volk im Spätmittelalter, auf dem Lande wie in der Stadt, geistliche und weltliche Umzüge oder auch Umritte zu Pferde, Maskierungen, Prozessionen, Tänze und große öffentliche Veranstaltungen.

Einen Einblick in das soziale Leben um 1300 bietet jenes Epos von HUGO VON TRIMBERG, das später den Namen *Der Renner* erhielt, weil es in satirischer Weise alle Stände durchläuft und so das ganze Weltleben moralisch kritisiert. Zur Schwankdichtung gehören zwei epische Erzählungen von packender Darstellungskraft, der *Meier Helmbrecht*, worin das traurige Ende eines aus dem Bauernstand stammenden und nach dem Rittertum strebenden Strolches behandelt wird, und *Wittenweilers Ring*, eine derbe Dorfgeschichte, in der sowohl das Rittertum wie das Bauerntum lächerlich gemacht werden.

In den Bereich der spätmittelalterlichen Prosa gehört die Geschichtsschreibung, vor allem die Straßburger und Limburger Stadtchronik. In ihnen ist kulturgeschichtlich viel Wertvolles aufgezeichnet. Grundlegend für die deutsche Rechtsgeschichte ist der schon im 13. Jahrhundert ursprünglich lateinisch, dann niederdeutsch verfaßte *Sachsenspiegel* des EIKE VON REPGOW. Die Predigtsprache hat im Hoch- und Spätmittelalter durch BERTHOLD VON REGENSBURG und JOHANN GEILER VON KAISERBERG eine volkstümliche Ausdruckskraft bekommen.

Der Hinwendung des breiteren Bürgertums zur Dichtung am Ende dieser Epoche kam die Erfindung der Buchdruckerkunst (um 1440) durch den Mainzer JOHANN GUTENBERG zugute. Jetzt konnten erbauliche Schriften sowie Unterhaltungsliteratur aus den in Prosa umgesetzten Epen des Hochmittelalters oder andere Sagen- und Erzählstoffe als Volksbücher weite Verbreitung finden. *Der gehörnte Siegfried*, *Die schöne Magelone* und *Till Eulenspiegel* sind die bekanntesten deutschen Volksbücher.

4. Die gotische Kunst

In der Kunstentwicklung des Mittelalters folgte dem romanischen der gotische Stil. Er wurde für alle Länder Europas repräsentativ. In Deutschland hat es einen Übergangsstil zwischen Romanik und Gotik gegeben, vor allem bei einer Anzahl von Kirchen, die romanisch begonnen und in ihrem letzten Bauabschnitt gotisch vollendet wurden oder später gotische Zutaten erhielten. In den einzelnen europäischen Ländern entfaltete die Gotik verschiedene Eigen-

tümlichkeiten, so daß man von einer typisch englischen, französischen, spanischen und deutschen Gotik sprechen kann. Wie in Frankreich, dem Ursprungsland der Gotik, die ersten Bauten unmittelbar zur Hochgotik überleiteten, so war es auch bei der späteren Übernahme dieses Stils in Deutschland. Die Elisabethkirche in Marburg und die als gotischer Rundbau angelegte Liebfrauenbasilika in Trier sind Beispiele einer frühen und zugleich vollendeten Gotik.

Die bekanntesten Kirchenbauten, die im deutschen Raum zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert errichtet wurden, befinden sich in Köln, Freiburg, Straßburg, Ulm, Regensburg und Wien. Vielerorts hatte man im Mittelalter nicht die Kraft, das immense Bauprogramm eines gotischen Domes ganz durchzuführen, und so blieben diese Bauwerke unvollendet, bis im 19. Jahrhundert neue Bauimpulse aufkamen. So ist bis heute neben dem einen Turm des Straßburger Münsters der Platz für den anderen freigebblieben.

Die Gotik unterscheidet sich von der Romanik architektonisch vor allem durch den Eindruck der Schwerelosigkeit. Der Fortschritt in der Technik und der Berechnung des Gewölbedruckes machte diese so andersartige bauliche Wirkung möglich. War es in der Romanik so, daß die Mauer als ganze die Schwere der Wölbung zu tragen hatte, so wird jetzt durch die Einführung des Kreuzrippengewölbes der Druck nur auf bestimmte Strebungen in der Wand und am Außenbau verlagert. Durch dieses Prinzip des Skelettbaus geht das Gefühl der Schwere verloren. Herkömmlich spricht man vom romanischen Rund- und dem gotischen Spitzbogen.

Der gotische Innenraum wird als eine ausgewogene Einheit begriffen. Die Höhe der Schiffe und die Leichtigkeit der nichttragenden Wände werden unterstrichen durch lange, schmale Glasfenster, was eine »Lichtarchitektur« schafft. Noch heute sind aus dieser Zeit bedeutende Glasmalereien erhalten mit Darstellungen aus der Heilsgeschichte sowie dem Leben der Heiligen. Der Eindruck einer überirdischen Schönheit, den solche Kirchen vermitteln, veranlaßte die mittelalterlichen Gläubigen, in ihnen die Freude und Seligkeit des Jenseits vorgebildet zu sehen. So verstand man die gotische Kathedrale als Symbol des himmlischen Jerusalem.

Aber nicht nur der Kirchenbau als solcher, sondern auch alles an und in ihm erhielt im Volksbewußtsein eine symbolisch-allegorische Bedeutung. Die vier Wände stellen nach einer Auslegung die Lehre der vier Evangelisten dar, nach einer anderen die in alle vier Himmelsrichtungen zerstreuten Gläubigen. Im Portal sah man Christus versinnbildet, dessen Gerechtigkeit die Ungläubigen fernhält und den Gläubigen den Weg zum Heil weist. Solche heute kaum noch nachvollziehbaren Allegorien zeigen, daß man im Mittelalter die Schönheit niemals rein ästhetisch sah, sondern stets als Ausdruck religiöser Vorstellungen.

Am Außenbau der gotischen Kirchen fällt besonders die detailreich gegliederte Fassade auf, die über drei Portale, das Mittelwerk mit dem Rosetten-

fenster, bis zu dem vielfach durchbrochenen Turmbau reicht. Als erster wurde in dieser Bautechnik der Turm des Freiburger Münsters vollendet. Als Portalschmuck und auch zur Innenausstattung wurden Steinmetzfiguren angefertigt, die oft zu Zyklen biblischer oder lehrhafter Thematik zusammengestellt sind. Diese Figuren betonen durch den üppigen Faltenwurf der Gewänder eine jeweils unterschiedliche Seelenverfassung: Ernst, Freude, Trauer. Erinnert sei an die Heimsuchungsgruppe vom Bamberger Dom, an die häufig dargestellten symbolischen Gestalten von Ecclesia und Synagoge, an die Figuren der klugen und törichten Jungfrauen. Die kunstvollen Kleinplastiken oder Reliefdarstellungen im Tympanon der Portale, die meist das Jüngste Gericht darstellen, machen den Reichtum gotischer Kunst sichtbar. Das Dämonische kommt in den als Tier- oder Teufelsköpfen gestalteten Wasserspeiern zum Ausdruck. Damit wird ein Gegenpol zum Sakralen geschaffen.

Zur gotischen Plastik gehört auch die freie, nicht mit der Architektur verbundene Skulptur. Die Kreuzesdarstellung wandelte sich vom triumphierenden zum dornengekrönten, leidenden Christus. Es gibt eine Vielzahl gotischer Madonnen mit Kind; fast ebenso häufig traten später Darstellungen der Pietà hinzu: der vom Kreuz abgenommene Christus auf dem Schoß seiner Mutter. Hochragende Schnitzaltäre und figurenreiches Chorgestühl haben sich bis heute erhalten. Grabplatten zeigen, wenn auch typisiert, historische Persönlichkeiten.

Die Einführung der Tafelaltäre eröffnete der Malerei ein neues Betätigungsfeld. Es kam zur Bildung von Malerschulen. Am bedeutendsten ist die Kölner Schule um 1400, die schon auf eine ältere Tradition zurückblicken konnte. Mit wenigen Ausnahmen sind die mittelalterlichen Maler, die ihre Kunst in Form einer Handwerksausbildung erlernten, nicht namentlich bekannt. Ihre Person trat hinter das Werk zurück. Zur Kölner Schule gehört STEPHAN LOCHNER, der Maler des berühmten Dombildes. Der Mittelteil dieses dreiteiligen Flügelaltars zeigt auf Goldgrund die Anbetung der Heiligen Drei Könige, deren Reliquien man in Köln verehrt. Auf den Seitentafeln sind die Kölner Stadtheiligen St. Gereon und die Hl. Ursula abgebildet. Stephan Lochner stehen gleichwertig zur Seite KONRAD VON SOEST und der namentlich unbekannt gebliebene Maler des Tucheraltars in Nürnberg.

Etwas typisch Spätmittelalterliches sind die Darstellungen des Totentanzes. Der Tod als Skelett fordert die Lebenden zum Tanz auf, vom Papst, über König und Königin bis hin zum armen Bauern. So wird gezeigt, daß die Menschen im Tode alle gleich sind, welchem Stand sie auch angehören. Die Totentänze der Lübecker Marienkirche sind leider nur in Kopien und Nachzeichnungen überliefert.

Im Laufe des Mittelalters vollzog sich in Deutschland ein langsamer Wandel innerhalb der Gotik. In der sogenannten »Deutschen Sondergotik« bildet sich ab 1350 als wichtigstes bauliches Motiv und als Repräsentation des Bürgertums die für Deutschland charakteristische spätgotische Hallenkirche

heraus. Beispiele hierfür sind die Wiesenkirche in Soest, die Lambertikirche in Münster und St. Martin in Amberg. In diesen Bauten zollte das durch Handwerk und Handel reich gewordene Bürgertum der Städte seinen religiösen Tribut. Im Nordosten Deutschlands entstand in Form der Backsteingotik eine eigenständige Abzweigung des gotischen Stils, die dem weniger gefügigen Material entsprechend einfacher und schlichter ist. Vorbild wurde die Marienkirche in Lübeck, die vom Reichtum dieser führenden Hansestadt zeugt. Auch das Wahrzeichen Münchens, die Frauenkirche mit ihren charakteristischen Doppeltürmen, gehört der Backsteingotik an.

Im Stil der Spätgotik kündigte sich in der Architektur und in Bildwerken ein neues Raumgefühl an. Es führte zur Entdeckung der Perspektive und zu einer auf den Menschen bezogenen Bauweise. Dieser Übergang vollzog sich noch innerhalb des gotischen Stils. Er ist besonders gut an der St. Lorenz-kirche in Nürnberg zu beobachten, deren Schiff noch räumlich in sich selbst ruht, während der Chorbau des 15. Jahrhunderts auf den sich darin bewegendenden Menschen bezogen ist. So sieht man an der Kunst, wie sich am Ende des Mittelalters ein neues Lebensgefühl und eine neue Zeit anmelden.

IV.

Humanismus und Reformation

